

Zeitschrift: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg

Band: 9 (1962)

Heft: 4

Rubrik: Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

Geschichte der sozialen Ideen

In unserer Zeit, in der das Wort « sozial » groß geschrieben wird, gewinnt eine Arbeit wie die von *Kurt Schilling*¹ an Bedeutung. Dessen Buch ist eingeteilt in 4 Zeitabschnitte : Das Altertum ; Christentum und Mittelalter ; Neuzeit ; das Industriezeitalter ; dies schließt mit Friedrich Nietzsche ab, denn « was nach Nietzsche kommt, ist nur mehr Literaturgeschichte, also Abwandlung und Kombination des Früheren in vielfältigen Nuancen ; es ist daher hier sowenig mehr Thema wie die Empfehlung eines politischen Rezepts für die Gegenwart oder die Stellungnahme zu den landläufig empfohlenen » (S. 380).

Welche Konzeption Schilling bei der Abfassung seines Werkes zugrunde lag, sagt die Einleitung. Der Ausdruck « Geschichte » wird hier nicht im herkömmlichen Sinne gebraucht, als bloßer Bericht über das, was geschehen ist, und dessen Deutung, sondern er will als gezielte Sozialphilosophie verstanden werden, « um aus der je eigenen Vergangenheit heraus die Zukunft zu gewinnen, und zwar *alle* Vergangenheit in ihrem Eigenwert, nicht nur die nächstzurückliegende als simpler Gegensatz zur Gegenwart ; nur so läßt sich Vergangenheit überwinden und zur Zukunft fortbilden – nur im Bewußtsein der Vergangenheit gewinnt die Gegenwart ihre eigene Tiefe, die Zukunft ihre Möglichkeit » (7). Schilling beabsichtigt also, die Vorstellungen bedeutender Sozialphilosophen früherer Zeiten dahin auszuwerten, daß sie uns neue Erkenntnisse erschließen als ein für die Gegenwart und Zukunft brauchbares Instrument, gute und fruchtbare Sozialpolitik zu treiben, und daher kann er schreiben : « Geschichte ist also auch aktuelles, für die Gegenwart einsetzbares, die Zukunft gerade nicht zur geistlosen Wiederholung der Vergangenheit machendes Bewußtsein dessen, was uns geschehen ist. In diesem Sinn soll hier die Geschichte für unser eigenes soziales Leben und Denken geöffnet werden » (7-8).

Tiefgründig erklärt Schilling sodann an Hand der Wesensunterschiede pflanzlicher und tierischer Lebensgemeinschaften und menschlicher sozialer Verhaltensweisen den zweiten Titelbegriff seines Buches « sozial » auf die Frage hin : « Ist also soziale Gruppenbildung im ganzen gar kein echtes

¹ Kurt SCHILLING : Geschichte der sozialen Ideen. Individuum, Gemeinschaft, Gesellschaft. (Kröners Taschenausgabe, Band 261.) – Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1957. 411 S.

unterscheidendes Kriterium menschlicher Existenz? Ist das Tier, die Pflanze mehr oder weniger geradeso soziales Wesen? » (8), auf die er richtig antwortet, daß allein dem Menschen die *beiden* Begriffe ζῷον πολιτικόν und ζῷον λόγον ἔχον eignen: « Der Mensch als soziales Wesen soll zugleich das sprechende, vernünftige Wesen sein » (8). Deshalb lehnt Schilling im Gegensatz zu neuzeitlichen Biologen den Ausdrucksformen der Verständigung von Tieren die Zuerkennung der Sprache ab, weil diesen das bewußt rationale Element fehlt, um folgerichtig die Sprache ausschließlich dem Menschen vorzubehalten: « Die Gemeinschaft der Menschen ist erst dadurch Gemeinschaft, daß sie von der Sprache ermöglicht, *in* der Sprache gebildet wird. Das soll sie eindeutig von allen Tier- und Pflanzengemeinschaften und von der allgemeinen Biozönose, der Verflechtung alles Lebendigen, unterscheiden. Gemeinschaft bei den Tieren und Pflanzen und ihre Verständigung geschieht nie aus dem Ganzen, sie ist an sich immer einzeln. Die anscheinend so zweckentsprechend und wunderbar weise durchgedachte Organisation eines Ameisen- oder Bienen-« Staats » *besteht* natürlich in der Wirklichkeit als Ganzes. Sie wird als Ganzes in ihren Funktionszusammenhängen auch *erkannt* vom menschlichen Geist, der sie als fremder Beobachter von außen her erblickt. Sie lebt aber in keinem Augenblick im Bewußtsein irgendeines einzelnen Wesens. Sie ist nicht von den Ameisen geschaffen oder geplant worden. Alles Zusammengreifen in der Arbeit, im Genuß, in der Vorratsbildung, Fortpflanzung oder Aufzucht der Jungen ist niemals Ziel oder Gegenstand der Anteilnahme irgendeines Tiers gewesen » (8, 9, 11). Damit weist Schilling auf die letzte Konsequenz aus dem Begriff des Menschen als animal rationale et sociale hin: Die *bewußte* Zielsetzung und Planung sozialer Tatbestände und deren Verwirklichung, wogegen das Tier als animal irrationale niemals eine Gemeinschafts-, also soziale Ordnung durchdenken und beschließen kann. Beim Tier ist jede Zusammenarbeit mit seinesgleichen und das Zusammenspiel des ganzen « Volks » von naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit instinktmäßig (13), also wesensverschieden von den sozialen Verhaltensweisen des Menschen, die eben deshalb, weil sie solchem naturgesetzlichen Zwang nicht unterliegen, naturwidrig sein können. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache der menschlichen Willens*freiheit*, die nur einem vernunftbegabten Geschöpf eigen ist, nicht aber dem Tier.

Schließlich befaßt sich Schilling mit dem letzten Wort des Titels « Idee », das einmal im allgemeinen Sinn gebraucht werden kann: « Man kann eine soziale Idee die Planung überhaupt nennen, durch die eine Gruppe von Menschen zusammengefaßt wird, so daß sie in der gemeinschaftlichen Lösung ihrer Aufgaben sich selber erhält. Und zwar *so* zusammengefaßt, daß entweder mindestens Einer oder aber Viele oder Alle irgendwie bewußt am Ganzen teilnehmen können. Eine Geschichte der sozialen Ideen in diesem weiten und grundlegenden Sinn wäre nichts anderes als die Geschichte der betreffenden Staaten im Hinblick auf ihre Vergemeinschaftung, also politische Geschichte schlechtweg. Die ist hier natürlich *nicht* Thema » (14). Diese soziale Idee im *weiteren* Sinne, nämlich « die gewachsene und wachsende, wirkliche, wenn auch stets irgendwie geschaffene und gegründete, bestehende Sozialordnung » (15), wird für « alles bewußte Nachdenken über Sozialordnungen,

also die soziale Idee im *engeren* Sinn » (15) vorausgesetzt. Was versteht Schilling unter dieser ? Zunächst sagt er, Sozialphilosophie sei in der Geschichte immer nur da entstanden, wo die bereits bestehende soziale Gemeinschaft irgendwie gefährdet war. Deren Nichtbefriedung oder Bedrohung zwang zur Reflexion, die auf die Schwierigkeiten und Probleme des menschlichen Zusammenlebens methodisch angewandt wurde, so zwar, « daß dies ausnahmslos die typische Situation gewesen ist, in der in der Geschichte soziale Ideen im engeren Sinn entstanden sind, daß also diese sozialen Ideen immer die Antworten des Lebens selber auf seine Ausweglosigkeiten sind » (15). Nachdem dann Schilling dargetan hat, daß eine echte soziale Idee grundsätzlich nicht das « Wunschbild menschlicher Gemeinschaft, das zu schön ist, um wahr zu sein », also eine Utopie, und auch « niemals bloß Reformprogramm zur Behebung bestimmter Mißstände » (16) sein und bedeuten kann, ebenso wenig wie etwa durch Regierungsmaßnahmen und Gesetzgebung verwirklichte Pläne, holt er tiefer aus : « Eine Idee ist im Unterschied zu Verwaltungsmaßnahmen oder Gesetzgebung immer der Philosophie angehörig, und Philosophie heißt Rückbesinnung auf die Gründe. Der Rückweg zum Ursprung, aus dem die Wirklichkeit zeitlich und ihrem Sein nach entstanden ist, ist eine unaufhebbare Bedingung für den sinnvollen Gebrauch des Worts Idee. Dieser Rückgriff vollzieht sich aber stets in der Form der Frage : Was *ist* eigentlich Gemeinschaft ? Was für einen Sinn hat sie, soll sie für das menschliche Leben haben ? Diese Frage führt erst zum Ursprung als Idee. Wenn ich im Denken eine Antwort gefunden habe, so kann ich natürlich auch die jeweilige Wirklichkeit mit dieser Idee vergleichen und Direktiven zu ihrer Sanierung gewinnen. Aber dies ist dann eine, wenn auch nicht unwichtige, sekundäre Angelegenheit. Die Idee selber, der erschlossene Ursprung, behält als Quelle aller Möglichkeiten eine übergreifende Bedeutung, die nicht nur auf *die* Zeit und *den* Ort beschränkt ist, die den Anstoß zum Fragen gegeben haben. Dies ist auch der Grund, warum die *Geschichte* der sozialen Ideen nicht nur eine antiquarische, sondern eine aktuelle Bedeutung für die Gegenwart besitzt » (17). Hieraus wird ersichtlich, daß Schilling unter sozialer Idee weit mehr verstanden wissen will als nur labile Richtlinien einer sozialen Tagespolitik, ja sogar mehr als eine bloße Theorie : Die soziale Idee ist Rückbesinnung auf die tiefsten Grundlagen menschlichen Seins und Zusammenseins, ähnlich wie etwa das zeitlose Naturgesetz Grundlage menschlichen Handelns und der Sozialethik, die Ontologie Grundlage anderer philosophischer Disziplinen und sogar von Naturwissenschaften (man denke hier an das Kausalitätsprinzip) ist, oder wie im theologischen Bereich ohne Theodizee und Dogmatik keine Ethik und Moral fundiert werden kann. Darüber hinaus bietet das Buch von Schilling auch und vor allem Geschichte : « Die Geschichte der sozialen Ideen ist und bleibt aber nicht nur ein Teil der Philosophiegeschichte, sie ist zugleich die Geschichte von Erfahrungen, die die Völker und Staaten selber mit der bewußten Reflexion auf den Ursprung ihrer Sozialordnungen gemacht haben. In diesem Sinn beginnt sie mit den Sophisten, Sokrates und Platon. Wie wir Platon und Aristoteles nicht verstehen können ohne die Polis, die Stoa nicht ohne das Römerreich, Augustin nicht ohne das Christentum, Thomas nicht

ohne das *sacrum imperium* des Mittelalters, Hobbes nicht ohne den Absolutismus und den Bürgerkrieg, Marx oder Nietzsche nicht ohne das Industriezeitalter, so können wir heute auch nicht mehr sachgerecht nach Gemeinschaft und Gesellschaft überhaupt fragen, ohne einen Blick zu werfen auf die Anfänge der Menschheitsentwicklung, und eine Deutung der Spuren, die Anthropologie, Ethnologie, Psychologie, Sprachwissenschaft, Vor- und Kunstgeschichte aufgedeckt und zur Verfügung gestellt haben » (18). Schilling hat sich damit eine ungemein verwickelte Aufgabe gestellt, und es ist einsichtig, daß aus dem von ihm zusammengetragenen und verarbeiteten Stoff im Rahmen einer Besprechung nur ein Bruchteil berücksichtigt werden kann.

Wenn Schilling im Abschnitt über die frühe menschliche Gruppenbildung schreibt: « Wir können uns menschliche Gemeinschaft denken als hervorgegangen aus der Tierherde – die Tierpsychologie hat uns immer mehr gezeigt, daß im Grunde die ganze soziale Rangordnung einschließlich der Familie eigentlich *kein* spezifisch menschliches Phänomen ist, sondern eine Eigentümlichkeit der Tiere und Menschen durchaus übergreifenden Herdenbildung » (19, 20), so hätte er das nach einer so vortrefflichen Unterscheidung der *differentia specifica* beider Gattungen in der Einleitung lieber vermieden, wo er u. a. darauf hinwies: « Deshalb ist auch die höchst spezialisierte Gemeinschaft, die durch solche Verständigung bei den sogenannten sozialen Tieren – gewissen Insekten und Herdentieren – zustande kommt, etwas ganz anderes als menschliche Gemeinschaft » (9), und: « trotzdem kann kein Tier je als soziales Wesen bezeichnet werden, weil seine Gemeinschaft nicht von ihm selbst, sondern von der Natur, durch Anpassung, Entwicklung und Auslese, als Schöpfung eines überweltlichen Schöpfers hervorgebracht ist » (12). Selbst dann, wenn – was bis heute noch keinem Evolutionisten gelungen ist – « die Menschwerdung des Tieres » (so der Zoologe O. Koehler an der Universität Freiburg i. Br. ²) schlüssig bewiesen werden könnte, würde das

² O. KOEHLER 1958: « An der Herkunft des Menschen von tierischen Ahnen ist ebensowenig zu zweifeln, wie an der Herkunft einer Contax aus der Zeiss-Fabrik und einer Leica aus Wetzlar » (unveröffentlicht). Naturwissenschaftler verletzen die Grundsätze der Logik und Noetik, wenn sie Hypothesen als Thesen ausgeben! Bedauerlich ist, daß die meisten Lehrer an höheren Schulen die auf kärglichen Forschungsergebnissen einiger Biologen fußenden Annahmen, denen gegenüber sich z. B. A. Portmann, Basel, auffallend reserviert verhält, ungeprüft übernehmen. Die Höhlenfunde der Steinzeit sollen beweisen, daß die Menschen damals in Höhlen gewohnt haben. Dagegen ist einzuwenden, daß die Tatsache, daß auch heute noch eine Anzahl sogar intelligenter Menschen Höhlen bewohnen (so z. B. in Spanien Arguedas [Las Bârdenas], Diezma, Guadix, Alcudia de Guadix, Purullena, Sacromonte vor Granada), nichts aussagt über ein Primitivstadium dieser Höhlenbewohner. Unsere Stammeltern waren vor dem Sündenfall in rein natürlicher Hinsicht sicher nicht weniger begabt als der gefallene Mensch (vgl. Bd. 7 der Deutschen Thomasausgabe, S. 344 ff.). Von der Psychologie her sollte untersucht werden, ob nicht grundsätzliche Bedenken gegen die Annahme einer Menschwerdung des Tieres bestehen. Das könnte etwa in der Weise geschehen, daß nachgewiesen wird, daß das psychische Substrat für die Tätigkeit des Verstandes beim Tier überhaupt nicht gegeben sein konnte. Um eine Möglichkeit anzuführen, zu der Bd. 6, S. 585 der Deutschen Thomasausgabe das Stichwort gegeben hat: Die Phantasie (*imaginatio*,

Verhalten der Tiere über ihren angeblichen Sozialcharakter vielfach noch weniger aussagen als eine behauptete « Gemeinschaft bei den Pflanzen » (11) oder der Zusammenschluß von Mineralien im Kristallisationsprozeß, denn gerade im Tierreich ist, abgesehen von der kurzfristigen Phase der Generation, der Kampf- und Vernichtungswille innerhalb der gleichen Gattung nicht zu übersehen³.

Einbildungskraft) muß beim Menschen die Fähigkeit besitzen, geistig, also vom Intellekt her, bewegt zu werden, ganz gleich, ob innerlich oder von außen her. Für jede geistige Einwirkung (von außen her) ist auch das höchstentwickelte Tier unzugänglich. Für einen aristotelischen Metaphysiker ist das klar, weil die Seele (anima) die forma corporis ist und daher die Tierseele niemals in der Lage sein kann, eine Phantasiefähigkeit für den denkenden, vernunftbegabten Menschen zu einer geistigen Rezeption vom Verstande her zu bewirken. Auch von der schöpferischen Fähigkeit der Phantasie her könnte ein Argument gezogen werden: Beim Tier ist eine solche Fähigkeit nie gegeben, auch nicht bei den afrikanischen Termiten, deren Bauten, « Staats- » und Verteidigungswesen unsere Bewunderung erregt. Denn die anima irrationalis kann nicht etwas verleihen, was über das Tierwesen hinausreicht, selbst wenn es sich noch um einen organisch gebundenen inneren Sinn handelt, wie z. B. bei der Phantasie. Daher ist das tierische Gehirns substrat, die animalische Psyche, nicht dazu fähig, Substrat einer rein geistigen Fähigkeit zu werden, wie es der menschliche Verstand ist. Dazu fehlt es an den psychischen Voraussetzungen.

Anders die Biologen, so O. KOEHLER: « Daß ein affenartiges Wesen zu sprechen begann, dadurch Geistwesen wurde und mit Entwicklung seiner Sprache einen rasend sich beschleunigenden geistigen Aufschwung nahm, muß begonnen haben frühestens vor 1 ½ Millionen Jahren, spätestens vor vielleicht 200 000 Jahren. Alle Vorstufen und Vorbedingungen für das, was ein Säugetier zum Sprechen brachte, finden sich bei Tieren, aber bei keiner Tierart alle zusammen, außer allein – wiederum *einmal* und nicht wieder – beim Menschen. Keiner von uns wird es erleben, daß noch einmal ein Tier Mensch wird. » (12.2.1958, unveröffentlicht. Vgl. dessen Sendung v. 9.2.1958 im Süddeutschen Rundfunk: « Lebendige Wissenschaft – Die Verständigung bei Tieren »). So dargestellt, wäre der Mensch und damit auch die Menschwerdung des Gottessohnes und die Erlösung reines Zufallsprodukt; denn wenn in einer Zeitspanne von 2-3 Milliarden Jahren aus Protozoen Pflanzen und Tiere evolutionierten, aus diesen heraus an den dauernd Gemeinen vorbei nur wenige zu hohen Rängen (so Koehler) und schließlich in 1 ½ Millionen Jahren aus diesen einmalig der Mensch, so kommt das einer Wahrscheinlichkeitsberechnung von Eins zu Unendlich gleich. Aus meinerseits Quadrillionen oder noch mehr animalischer Lebewesen wäre nur *einmal* der Mensch als höchster Rang entstanden, wogegen diese Quadrillionen minus Eins *gegen* die Wahrscheinlichkeit der Menschwerdung des Tieres sprachen. Außerdem argumentieren diese Biologen an der Tatsache vorbei, daß mit diesem menschengewordenen Tier das Menschengeschlecht von vorneherein zum Aussterben verurteilt gewesen wäre, wenn nicht zugleich auch dessen Geschlechtspartner, das Weib, aus dem Tier evolutioniert hätte und dies innerhalb der 1 ½ Millionen Jahre noch zu Lebzeiten des ersten Mannes, also innerhalb eines relativ kurzfristeten menschlichen Lebensalters, wogegen uns die 1 ½ Millionen Jahre minus ein Menschenalter dieses einmalige « Wunder » oder auch nur eine Art Zwischenstufe zwischen Tier und Mensch nicht mehr beschert hätten. Wenn aber schon auch die Frau aus dem Tier Mensch geworden ist, stellt sich eine neue Frage: Die der Einheit des Menschengeschlechtes.

³ So z. B. wird der Satz Schillings: « Ebenso aber findet jedes einzelne, selbst

Auch die Heranziehung der Höhlenmalereien⁴ der Eiszeit zu Zeugen « sozialer Ideen in der engeren und ursprünglichen Bedeutung des Wortes » (22) überzeugt nicht, selbst wenn man unterstellt, daß – was nicht erwiesen ist – solche Malereien sich nicht in den Wohn-, nur in den Kulthöhlen finden. Denn die von Schilling unterschobene Deutung geht zu weit: « Wenn dann Alle in der Kulthandlung ihre Speere in das Bild stoßen, wird ihr Bewußtsein nach einem Vorbild gemeinsam ausgerichtet auf das Ziel. Die Aufgabe macht sie zur Gemeinschaft, die als Einheit vor der Welt steht. Sie prägt in der Gemeinschaft den Einzelnen als einen solchen, der teilnimmt an dem, was Alle wollen » (21). Alle diese Elemente sind vorhanden, wenn sich die Meute auf Wild stürzt (so z. B. Löwen auf eine Antilope, oder, wie einmal in Indien, ein Rudel Affen auf das Gefährte eines Engländers, der aus seiner Karosse heraus zum Vergnügen einen Affen angeschossen hat). Gesteht man, wie die Psychologen, auch den Tieren ein Quintchen (animalisches) Bewußtsein zu, mit dem sie auf ihr Ziel hinsteuern, so ist auch ihre « Gemeinschaft » perfekt, von der jedoch nie eine *soziale* Verhaltensweise ausgesagt werden kann. Auf weitere, von Schilling angeführte Indizien der « Menschwerdung » (22), zu der auch die Überführung der natürlich instinktiven Rangordnung, Tierherde (19), in eine bewußt Abstand nehmende, ihre Glieder als einzelne Teilhaber prägende Gemeinschaft (menschliche Gemeinschaft) verstanden werden will (22), soll hier nicht eingegangen werden, hinsichtlich deren er behauptet: « So konnte uns die erste echte Gemeinschaft der Eiszeithorden auch das erste Beispiel für soziale Gruppenbildung im menschlichen Bereich sein » (24).

Plausibler als das, was Schilling von den « Menschenhorden » der prähistorischen Zeit sagt, von der wir mangels irgendwelcher geschriebener Dokumente nur spärliche Funde deuten können, ist der Hinweis auf die « Kulturentstehung und Bildung großräumiger Gemeinschaften » (27), vor allem in Ägypten und Griechenland (25-32), doch dürften die angeführten Beispiele zu einem generellen Schluß für die Annahme, daß « die menschliche Zivilisation vom ersten Gebrauch des Faustkeils beim Neandertaler und seiner Verfertigung bis zum Maschinenzeitalter heute, ständig wachse » (23) um so weniger ausreichen, als er selbst zugibt: « Fast die gesamte mensch-

das schwache Tier, Schutz innerhalb der Herde » (19) widerlegt durch die Tatsache, daß schwächliche Tiere von der Herde ausgestoßen und verfolgt werden. Bei der Fütterung kommen Tiere, die sich nicht durchsetzen können, zu kurz. Wo bleibt da auch nur der Anschein sozialen Verhaltens ?

⁴ « Die ersten großartigen Zeugen menschlicher Kultur sind die Malereien der Eiszeit etwa 10 000 bis 30 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Es sind allerdings mehr künstlerische als politische Relikte. Trotzdem lassen sich aus ihnen gewisse Schlüsse auf die Gemeinschaft der Menschen ziehen, die sie geschaffen haben » (19). In der Höhle von Altamira zeigt die Kolorierung der dargestellten Tiere (Büffel, Wildpferd, Hirsch, Eber) verschiedene Aspekte: « Die einheitlichen, einfarbigen Figuren, sowie die Modelle mit Tönungen ein und derselben Farbe sind etwas älter; die vielfarbigen Malereien sind neueren Datums. Gravierungen und Malereien liegen oft bunt übereinander, so daß man die ältesten nur schwer unterscheiden kann (15-20 000 Jahre alt). » Nagels Reiseführer « Spanien », 1955, S. 217.

liche Geschichte und mit ihr auch die Geschichte der sozialen Ideen im engeren Sinn ist ausgefüllt von den wie Pflanzen mit der Natur entstehenden, blühenden und wieder zerfallenden Hochkulturen » (24). Letzteres stimmt auffallend mit der Feststellung W. Schmidts überein, « daß die neuen Kulturstufen durchaus nicht immer eine in jeder Beziehung höhere, ja mehrfach sogar eine ausgesprochen niedrigere Entwicklung darbieten, als sie auf älteren Stufen vorlag, so daß also die Theorie des unaufhaltsam geradlinigen Fortschrittes auch in dieser Hinsicht hier nicht ihre Bestätigung findet ». Schmidt fährt fort : « Deshalb legten denn auch wiederum Cartailhac wie auch M. Hoernes neuerdings Verwahrung dagegen ein, daß man aus der Prähistorik die Beweise für einen unbegrenzten Evolutionismus entnehme »⁵, dem Schilling zu große Bedeutung zumißt. Weder die Kontinuität der Kulturentwicklung und somit des Fortschritts der sozialen Ideen bei wenigen unter einer Vielzahl von Völkern, von denen wir aus der Urzeit auch heute noch so wenig wissen, ist erwiesen, noch auch ist das bewiesen, auf was es Schilling zunächst ankommt, der Fortschritt der « sozialen Idee » aus der « ersten großen Epoche der Jäger und Sammler wahrscheinlich von ca. 30 000 und noch früher bis ca. 5000 vor unserer Zeitrechnung » in das « Zeitalter der Naturhege (Ackerbau und Viehzucht) vom 5. oder 4. Jahrtausend v. Chr. bis 1700 oder 1800 n. Chr. ». Von dieser grobschlächtigen Gegenüberstellung hat Schilling die Vorstellung : « Das erste Zeitalter ist die Jäger- und Sammlerstufe. Sie ist ausgezeichnet durch die 'destruktive' Technik, Benützung von Naturgegebenheiten, Höhlen, atektonische Kunst, durch Ernährung aus Jagd und Wildfrüchten, sozial durch kleine Hordenbildung auf der noch weiträumigen Erde, durch schweifendes, nicht seßhaftes, nicht einmal – wie bei Nomaden – an eine gehegte Tierherde gebundenes Dasein. Der Übergang zu Ackerbau und Viehzucht verändert den Charakter des Menschen völlig. Er steht auch geistig ganz anders bewahrend und hütend, die Natur selber zähmend und sich aneignend, der Welt gegenüber. Er wird bald seßhaft. Seßhaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht sind die wirtschaftlichen *und* geistigen Voraussetzungen der sogenannten Hochkulturen, der ägyptischen, babylonischen, chinesischen, indischen, griechischen, arabischen, abendländischen, die Spengler und nach ihm Toynbee morphologisch in ihrer Entstehung und ihrem Verfall beschrieben haben » (23). Schilling läßt die sehr wichtige Erklärung vermissen, wie seine Theorie

⁵ Wilh. SCHMIDT : Werden und Wirken der Völkerkunde. Geschichte und Grundlagen der Gesellschaftslehre, Familie und Staat auf der Urstufe (Regensburg 1924), S. 107. Ebd., S. 108 : « Eine andere, sehr wertvolle Übereinstimmung zwischen kulturhistorischer Ethnologie und Prähistorik läßt sich dahin formulieren, daß, in großen Zügen betrachtet, die Aufeinanderfolge der Kulturstufen, wie letztere sie bietet, bis jetzt nichts erkennen läßt, was in Widerspruch stände mit der Aufeinanderfolge der Kulturkreise, welche die erstere aufgestellt hat, ja daß bis zu einem gewissen Grade auch positive Bestätigungen sich ergeben. » Ebd., S. 107 : « Auch die Prähistorik läßt zunächst erkennen, daß nicht alle Kulturstufen geradlinig eine aus der anderen in demselben Gebiet sich entwickelt haben, sondern daß es viel wahrscheinlicher ist, daß neue Kulturstufen durch Völkerbewegungen oder Kulturwanderungen entstanden seien. »

von den Epochen vereinbar ist mit der Tatsache, daß schon die Söhne des ersten Menschen und auch deren Nachkommen Hirten und Bauern, daß dessen Enkel Henoch bereits eine « Stadt » (ummauerte, geschützte Siedlung) erbaute, Tubalkain Erfinder der ersten Technik war und als Schmied allerlei Geräte aus Erz und Eisen herstellte⁶, Jubal die Kultur der Musik pflegte (Stammvater aller Zither- und Flötenspieler) und daß die Nachkommen des Noe die ersten Architekten hervorbrachten (Bau der Stadt und des Turmes zu Babel).⁷ Wie vorsichtig man mit der Klassierung in Epochen und Kulturabschnitte umgehen soll, um nicht unglaublich zu werden, zeigen auch die ungeheuer von einander abweichenden Schätzungen⁸. Wenn man es schon, wie Schilling, darauf abgesehen hat, an Hand der tatsächlich geschaffenen Sozialordnungen und durch Nachdenken über die Gemeinschaft (18) Aufbau und Fortschritt der sozialen Idee nachzuweisen, müßte man zum Schlusse kommen, daß kein früheres Jahrhundert die soziale Idee so sehr entwertet hat als das unsrige mit seinen beiden Weltbränden, der Entwurzelung unzähliger Menschen und Völkerschaften, den großen Sozialkämpfen und der konstanten Bedrohung der gesamten Menschheit mit der Atombombe. Schilling will doch seiner sozialen Idee eine positive, nicht destruktive Note geben. Diese aber ist vorhanden im Zeitalter der hochgezüchteten Industrialisierung und Technik, in welchem das Soziale – trotz Wohlfahrtsstaat und sozialpolitischem Perfektionismus – ins Asoziale abzugleiten droht, nicht nur, weil die Keimzelle jeder übergeordneten Gemeinschaft, die Familie massenweise auseinandergerissen wird, sondern auch deren Mitglieder, eben durch diese Technik, zu gesellschaftswidrigem Verhalten verleitet werden (hier sei nur erwähnt, daß der Fernsehbildschirm nach Feierabend vielfach kein Familiengespräch mehr aufkommen läßt; sogenannte Schlüsselkinder entbehren familiäre Nestwärme, weil beide Elternteile dem Erwerb nachgehen; bei Verheirateten, die den gehobenen Lebensstandard möglichst selbst genießen wollen: gewollte Kinderlosigkeit oder künstliche Beschränkung der Kinderzahl auf ein Minimum von Nachkommen, und dadurch Auslöschung vieler Familien und Minderung der Verteidigungskraft der Nation). Schilling interpretiert das Vorhandensein sozialer Ideen in der frühmenschlichen Gruppenbildung mangels schriftlicher Quellen aus Fakten, wobei er schreibt: « Dies ist aber das Äquivalent jeder sozialen Idee: das geprägte Zusammenspiel von Einzelexistenz und Gemeinschaft überhaupt. Es ist nicht Willkür oder brutaler Zwang, nicht beliebig um seiner selbst willen aus Ehrgeiz herstellbar. Es ist vielmehr als soziale Idee die *schöpferische Antwort* des

⁶ « Tubalkain, der Sohn des Lamech, ist der erste Schmied, der das Schwert erfindet und damit fremdes Gut und Leben bedroht. » Franz FELDMANN: Geschichte der Offenbarung des Alten Testaments bis zum Babylonischen Exil (Bonn, 1930), S. 16.

⁷ Genesis, Kap. 4 und 11.

⁸ Während Schilling das « erste Zeitalter mit 30 000 und mehr Jahren » (24) angibt, greift der Verfasser des Aufsatzes « Der Mensch als Jäger und Sammler » (Der Mensch in seiner Welt, Herder 1954, Sp. 33) auf ½ Million Jahre zurück. Vgl. Lexikon f. Theologie u. Kirche, Bd. I [1957] Sp. 86 u. 384.

Menschen auf die ihn durch Not ansprechenden Forderungen der Natur. Sie zwingen ihn, durch Phantasie und Erfindung ihnen zu entsprechen oder unterzugehen » (28). Nichts hindert, auch aus den asozialen Fakten unserer Epoche, Rückschlüsse zu ziehen auf den Charakter der sozialen Haltung und damit der sozialen Ideen unserer Zeit.

Auf sicherere Grundlagen als in der Urzeit stößt Schilling bei der Behandlung der Griechen, ihrer Regierungssysteme, Staatsformen und Parteivarianten, der für unsere heutigen Begriffe fast harmlosen Tyrannis (42, 51) und des « Totalitarismus einer echten Gemeinschaft » (40), der « von dem gewaltsam durch autoritären Befehl hergestellten Totalitarismus Unselbständiger in einer Art von Herde genauestens zu unterscheiden ist » (51). Schilling kommt zum Schluß, daß sich auf der sozialen Idee der Griechen von der Polis im weiteren Sinn, unter der nicht in erster Linie und chronologisch früher der « Stadtstaat » zu verstehen ist (37), das erste *Denken* über den Staat und damit über die sozialen Ideen im engeren Sinn entwickelt hat (43). Das erste Sozialdenken findet sich bei den Vorsokratikern und Sophisten (18).

An Hand von Begriffsmodellen mit symbolischen Skizzen versucht Schilling sodann, die Definitionen von Gemeinschaft und Gesellschaft zu erarbeiten (55-66): « Bei den Eiszeithorden haben wir den magischen Bildzauber des Medizinmanns als das gründende Mittel der Gemeinschaftsbildung verstanden. Dieser Bildzauber allein machte die Einzelnen zur Horde und lehrte sie von sich abzusehen, *sich* in der Gemeinschaft wiederzuerkennen » (64). (Vgl.: « So wie der Mensch das Bild des Tieres anschaute, wie er seine Bewegungen im Kulturtanz nachahmte, sich in das Tier hineindachte ... » (21). Unter Gemeinschaft versteht Schilling « die ursprüngliche, als unbedingt verstandene, metaphysische Bindung über die Individualität der Glieder hinaus », und zwar « eine *zugleich* politische und religiöse Bindung » (64), wogegen die Gesellschaft etwas der Gemeinschaft Hinzugefügtes ist, wie z. B. die Mitgliedschaft « bei einem Fußballklub oder Kaninchenzüchterverein, in den ich eintrete und auch wieder austrete, wenn mir seine Ziele nicht mehr behagen » (61). Allerdings gibt Schilling zu, daß die Grenzen beider Begriffe flüssig sind und daß allzuoft eine Umkehrung derselben stattfindet (62). Eine wirkliche Definition vermag er nicht zu bieten. Was er tut, ist eine Beschreibung von Erscheinungsformen mehr akzidenteller Art zu bieten, etwa im Sinne loser, auf der Sozialanlage des Menschen gründender Beziehungen und Gebilde (vgl.: « In der reinen Gesellschaft ist der Einzelne sich selbst genug vor oder gegen die Gemeinschaft, er verfügt über die Verträge, die er eingeht und auflöst » (65), ohne es darauf abzustellen nachzuweisen, daß die Gemeinschaft, wenigstens heute, ohne diese rational-zweckhaften Geschäftsvorgänge nicht bestehen kann und daß diese aus der Gemeinschaft zwangsläufig hervorgehen. Ohne Aktien (oder sonstige Wertpapiere) – um auf das von Schilling angeführte Beispiel (61) zurückzukommen – wäre die Industrie und damit die heutige Gemeinschaft nicht denkbar, es sei denn, sie kehrte zur Steinzeit zurück. Der Begriff Gesellschaft kann also nicht losgelöst von der Gemeinschaft oder gar gegen die Gemeinschaft gedeutet werden, und deshalb kann diese auch nicht, wie Schilling meint, in Gesellschaft zerfallen (66).

So interessant die folgenden Ausführungen Schillings über Sokrates Konzeption von der Polis (67-75), über Platons Politeia (75-98), über Aristoteles (99-111), über Epikur und die Stoa (111-132) sind, sie müssen übergangen werden, jedoch verdient der Hinweis auf den Ursprung des Ausdrucks « Naturrecht » hier angeführt zu werden : « Aus der Rangordnung der Natur, in der jedes Wesen und auch der Mensch seine eigentümliche Stelle, seine Bestimmung, seinen Zweck, einen Umkreis von näheren und entfernteren Pflichten, hat, entsteht nun für den Menschen auch ein wahres natürliches, unverlierbares *Recht*. Dieses Recht ist sowohl Pflicht – das Geforderte in neuer Bedeutung, officium, das Amt, der Posten, auf den man gestellt ist – wie Anrecht auf seinen frei mit Willen ergreifbaren Anteil an der Ordnung des Alls. Es ist nicht Satzung oder Übereinkunft, Konvention wie bei Epikur. Es ist auch nicht Beschluß einer sich selbst beherrschenden freien Volksversammlung wie in der Polis (nomos). Es ist auch nicht Befehl eines Königs oder Diktators, wenn es das alles *auch* werden kann. An sich selbst ist es in erster Linie Wahrheit (veritas). Als solche entspringt es aus der vernünftigen Erkenntnis der Ordnung der Welt. Dieses Recht heißt dann mit stoischem, bis heute gültigem Terminus « Naturrecht » im Unterschied zu allem beschlossenen oder befohlenen, gegebenen Recht als dem « positiven » Recht. Die eigentliche Autorität dieser Befehle, Gesetze und Anordnungen liegt doch darin, daß sie ergehen auf Grund der Wahrheit des Naturrechts, also der überlegenen Einsicht des Weisen in Vernunft und Ordnung der Welt. Im Ideal ist also Befehl und Wahrheit, Naturrecht und positives Recht identisch. Sie *sollen* identisch sein. Wo sie es nicht sind, war die Weisheit des Herrschers oder Beamten noch ungenügend. Jedenfalls bleibt die aus der Ordnung der Welt entsprungene Wahrheit des Naturrechts als konkrete Rangordnung aller Wesen und Dinge Maß und vernünftiges Kriterium des positiven gegebenen Rechts als autoritärer Befehl und erlassenes Gesetz » (128). Wenn Schilling ausführt, das Naturrecht werde « der revolutionäre Sprengkörper im positiven Recht der bestehenden Staaten zugunsten der absichtlichen Herstellung besseren Rechts und besserer Staaten » (131), so sollte er das nicht in Verbindung mit Karl Marx bringen, der die Mittel zum Ziel nicht gemessen wissen will « an ewigen Gesetzen », sondern allein an der augenblicklichen Brauchbarkeit für die Verwirklichung seines Zieles.

Im Abschnitt über den Ursprung der christlichen Sozialidee behandelt Schilling zunächst das « Reich Gottes » als künftige, eschatologische Gegebenheit (133-138), wobei er auf « die unbedingte Transzendenz der Sozialidee des Gottesreichs » mit der Folge einer Korrektur jüdischer Vorstellungen hinweist (137). Sicherlich hat sich Schilling im Ausdruck « totalitäre Gemeinschaft der im Glauben und vor Gott selbständigen Christen » (139) insofern vergriffen, als auch dem Staate als wesensverschiedenem Gemeinschaftsgebilde oberste und weitreichende, allerdings durch allgemeine politische Prinzipien begrenzte Zuständigkeiten zukommen (Souveränität). Mit der Beantwortung der Fragen : « Wie stand es aber mit den sozialen Bindungen im Diesseits ? Waren sie Gemeinschaft oder bloß Gesellschaft ? Und wie wurden sie verändert durch den Glauben an das bevorstehende Gottesreich ? » gerät Schilling in den Bereich der Kirchengeschichte. Mit den hier

von Schilling gemachten Feststellungen, z. B. « daß die Sklaven des riesigen Kirchenbesitzes nicht freigelassen werden durften, weil das Verschleudern von Kirchengut gewesen wäre ; aber diese Kirchensklaven hatten es auf den großen Gütern generell sicher nicht besser, sondern erheblich schlechter als die Sklaven im Privatbesitz » (141), « die Kirche war wieder echte Gemeinschaft und als solche totalitär » (145) usw., werden sich die Kirchenhistoriker befassen müssen. Ebenso nach dem Kapitel über Augustinus (147-159) mit den kirchengeschichtlichen Themen « Kaiser und Papst als Stellvertreter Christi auf Erden » (159-172) und « Zerfall der Christkönigs-idee – Franziskus und Friedrich II. » (178-192), sowie « Die religiöse Entwicklung » in der Neuzeit (193-201), Thomas Morus und Campanella (201-205). Auch der Abschnitt über Thomas von Aquin (172-177) kann davon nicht ausgenommen werden, da seine Lehre von den damaligen geschichtlichen Fakten nicht unbeeinflusst blieb und er nach Schilling sogar « eine folgenschwere Umwertung » (176) vorgenommen hat. Anstelle nicht einwandfrei klarer Vorstellungen, z. B. « labile Synthese der Transzendenz Gottes, der Erlösung und des christlichen Heils mit der Weltheiligung » (173) ; « Thomas übernimmt die Sozialordnung zugleich aus Moses und aus Aristoteles » (175) hätte Schilling besser eine Zusammenfassung der von Hans Meyer überzeugender dargelegten sozialen Gesichtspunkte in der Lehre des hl. Thomas (Naturgesetz und Sittlichkeit ; Der Mensch in der Gemeinschaft : Die Sozialnatur der Menschen, Das Wesen der Gemeinschaft, Die Staatsformen und die Stellung des Herrschers, Staat und Kirche)⁹ geboten und die sich vor allem und fast durch den ganzen II. Teil seiner Summa hindurch erstreckende Sozialkonzeption des hl. Thomas berücksichtigt, denn die vier Kardinaltugenden (Klugheit, Starksinn, Gerechtigkeit¹⁰, Maßhalten) und auch die theologische Tugend der Liebe sind die mit ihren daraus abgeleiteten generellen, speziellen, integrierenden, subjektiven und potentiellen Teilen Grundlagen menschlicher Verhaltensweisen zum Mitmenschen, zur Gemeinschaft und zur Obrigkeit und dieser wiederum zu den Untergebenen, fußen somit auf wissenschaftlich fundierten und scharf umrissenen sozialen Ideen des Aquinaten. Es stimmt nicht, wie Schilling meint, Thomas habe sich mit der Frage der « legalen Form der Rechtsverwirklichung » durch Krieg und Fehde, die « grausam und zerstörerisch werden, weil der Ungläubige eigentlich nicht mehr Mensch war, wenigstens nicht mit dem Gläubigen auf dem gleichen Boden der Rechtsverwirklichung stand » nicht weiter beschäftigt (175). Thomas hat sowohl hinsichtlich des Krieges als auch der Fehde genaue Rechtsregeln aus der sittlichen Ordnung her abgeleitet (so z. B. in S. th. II-IIae, q. 40 u. 41) und die Rechtsstellung der Ungläubigen gegenüber den Gläubigen festgelegt (z. B. in S. th. II-IIae, q. 10, a. 10). Es gibt kaum eine soziale Frage von großer Wichtigkeit, die nicht schon von Thomas gesehen

⁹ Hans MEYER : Geschichte der abendländischen Weltanschauung, III. Bd. : Die Weltanschauung des Mittelalters (Würzburg 1948), S. 214-228.

¹⁰ Über die sozialen Gesichtspunkte der Werke des hl. Thomas : « In IV libros Politicorum expositio » und « De regimine principum » s. Dictionnaire de théologie cath., t. 15 (Paris 1946), col. 650.

und wenigstens in den Grundzügen von ihm behandelt und gelöst worden ist; bei ihm ist die Idee einer klar ausgebauten Sozialordnung zu finden ¹¹, ohne daß er, wie es die modernen Autoren tun, das Wort « sozial » auf fast jeder Seite gebraucht ¹², das heute vielfach mißbraucht wird und beinahe zum Idol geworden ist.

Im 3. Abschnitt behandelt Schilling die Neuzeit ebenfalls unter Berücksichtigung kirchengeschichtlicher Faktoren, vor allem der Reformation, der er Entscheidendes « für den kommenden Umbau auch der Wirtschafts- und Sozialstruktur » zuschreibt, so z. B. bei Luther als Folgen seiner Rechtfertigungslehre (197-198), und bei Calvin, dessen Dogmatik « zu einer der entscheidenden Ursachen der so merkwürdigen und nirgends sonst sich findenden Wirtschaftsform des Kapitalismus geworden » sein soll (198). Aber damit mögen sich die protestantischen Theologen auseinandersetzen. Nach Schilling begann auch in der Soziologie um 1500 ein Umbruch: « Der Grund, warum um 1500 eine neue Epoche des sozialen *Denkens* beginnt, ist nur der, daß die mittelalterliche Christkönigs-idee des Reichs durch die Verselbständigung und Verweltlichung ihrer zwei obersten Gewalten, Kaiser

¹¹ Was aus der Lehre des hl. Thomas an Sozialideen herausgeholt werden kann, zeigt allein die Tatsache, daß im Kommentar von A. F. Utz « Recht und Gerechtigkeit » zur S. th. II-II, q. 57-79, wo Thomas kaum einmal den Ausdruck « sozial » verwendet, im alphabetischen Sachverzeichnis S. 616 unter « Sozial » und dessen Wortzusammensetzungen rd. 40 Seitenverweise sind. Der bei Herder, Freiburg, erschienene Sozialkatechismus von E. Welty baut fast ausschließlich auf Thomas auf.

¹² Vgl. das Wort « Politik », das heute ebenfalls eine Art *deus ex machina* und zu einem Schlagwort geworden ist, das für fast alle Bereiche verwendbar ist wie Weltpolitik, Staatspolitik, Finanzpolitik, Wirtschaftspolitik, Wohnungspolitik, Parteipolitik, Verkehrspolitik, Kolonialpolitik, Verteidigungspolitik, Kulturpolitik, Machtpolitik, Lohnpolitik, Preispolitik, Sozialpolitik, Länder-, Gemeinde- (Kommunal-)Politik, Außenpolitik, Kirchenpolitik, Geopolitik, Gesellschaftspolitik, Bevölkerungspolitik, und andere mehr. Hinsichtlich einer Reihe heutiger Modeworte ist das Buch « Aus dem Wörterbuch des Unmenschen » von STERNBERGER-STORZ-SÜSKIND (Claassen Verlag, Hamburg 1957) aufschlußreich, das in der Vorbemerkung 1945 den bemerkenswerten Hinweis enthält: « Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. » Der Heimatpfleger von Schwaben, Alfred WEITNAUER, nimmt in seinem Buch « Heimatkultur gestern und heute » (Kempten 1955) gegen den modernen offiziellen und nichtoffiziellen Sprachfimmel, von dem er nicht wenige Stilblüten anführt, Stellung: « Die Sprache, die als Grundlage gegenseitiger menschlicher Verständigung ein wesentlicher Bestandteil jeglicher Kultur ist, zeigt alarmierende Symptome des Zerfalls. Beschleunigt wird der Zerfall unserer Kultur durch das Eindringen des Massenhaften, durch den Einbruch der Masse und der zivilisierten Barbaren. » (S. 11 u. 16). Im 17. Jahrhundert empfand man « Unbehagen am Schwulst des Ausdrucks; mit der Vorliebe für die französische Sprache kehrte nach und nach auch in Deutschland das Gefühl für die Schönheit des Einfachen zurück » (Friedrich ZOEPFL: Deutsche Kulturgeschichte, 2. Bd., 1937, S. 459). Ist die Sprache vornehmlich eine soziologische Gegebenheit, wie Schilling zeigt, so ist eine retrograde Entwicklung der Ausdrucksformen zum Komplizierten und weniger Verständlichen hin dem Plane eines Vereinigten Europas mit der Vorläuferin EWG als überstaatlichen Gesellschaftsformen nicht entgegenkommend.

und Papst, und deren verhärtenden und korrumpierenden Streit endgültig erledigt war » (194). Wenngleich dieses Urteil zu allgemein und zu rigoros ist, so ist doch dem Gedanken zuzustimmen, daß die damaligen Mißstände, für die weder Kaiser noch Papst allein verantwortlich waren, die religiöse Revolution ausgelöst haben, der in den folgenden Jahrhunderten die politische und die soziale Revolution folgten. Dieser schließt sich im 19. Jahrhundert die industrielle Revolution an, die einen gewaltigen Wandel in der Sozialstruktur herbeigeführt hat und immer noch im Gange ist, sowohl in den hochindustrialisierten wie in den Entwicklungsvölkern. Ihr widmet Schilling den 4. Abschnitt über das Industriezeitalter und die Theorien Schopenhauers, der englischen Nationalökonomien Adam Smith und Bentham, der vormarxistischen Sozialisten Owen, Fourier, Proudhon, Saint-Simon, Comte und schließlich des Karl Marx mit seinen Ideen über die Revolution des Proletariats und der klassenlosen Gesellschaft (320-370). Dann folgt noch ein Kapitel über Nietzsche, Masse und Führertum (370-380). Im Rahmen einer Rezension kann auf das, was der Autor von den einzelnen Begründern von Sozialideen aussagt, so z. B. von Thomas Morus, Campanella, Bacon, Macchiavelli, Bodin, Althus, de Groot, Hobbes, Spinoza, Milton, Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant, Fichte, Hegel (202-319) als Vertreter der Neuzeit nicht eingegangen werden, weil die Zusammenfassung, die Schilling von diesen Philosophen gibt, nicht nochmals auf ein paar Sätze zusammengezogen werden kann, ohne daß man Gefahr läuft, den Gedanken der Autoren unrichtig wiederzugeben¹³, zumal deren Ideen nicht in der für alle gleichen Entwicklungslinie und -Richtung stehen und vielfach antagonistisch verlaufen. Walter Del-Negro hat in seiner ausführlichen Rezension des Buches von Schilling versucht, den Grundgedanken einiger der von diesem angeführten Autoren wiederzugeben, aber das ist nur mangelhaftes Stückwerk und im Grunde genommen überhaupt nicht möglich. Schilling selbst konnte sich vielfach nur auf die Meinung anderer stützen, denn zum Selbststudium der in seinem Literaturverzeichnis (381-398) aufgeführten Publikationen, besonders der Quellenwerke, würde kaum ein Menschenleben ausreichen. Wie sehr man dabei danebengreifen kann, zeigen oben die Bemerkungen zu seinen Ausführungen bezüglich Thomas v. Aquin. Das ist nun einmal die Tragik der Geschichtsschreibung, daß man sich nicht, wie es eigentlich zu einer in allen Teilen zutreffenden und objektiven Berichterstattung gehören müßte, in das ungeheure Material vertiefen kann, das auch Schilling, der sich an eine neue Art von soziologischer Publikation gewagt hat, schier erdrückt. Der belesene Autor hat sich, soweit es in diesem Rahmen möglich war, mit Akribie seiner schwierigen Aufgabe entledigt, und die Vorzüge seines Werkes sind auch in Besprechungen herausgestellt worden¹⁴, doch hätte eine weise Beschränkung auf das in der Einleitung des

¹³ Das ist beispielsweise dem Kurzbericht der Herder-Korrespondenz vom Juli 1960, S. 487, über den Aufsatz des Soziologen Paul Jostock : Gibt es noch ein Arbeiterproletariat ? (Stimmen der Zeit) unterlaufen. Jostock verwahrte sich gegen die irreführende Darstellung seines Artikels.

¹⁴ So von Roman SCHNUR in « Deutsches Verwaltungsblatt » Köln v. 15.10.1958 ; Walter DEL NEGRO in « Philosophischer Literaturanzeiger » München, 1958, S.298-303.

Buches gesteckte Ziel hin (nicht selten muß man sich fragen, was das noch mit der Geschichte der sozialen Ideen zu tun hat, wie z. B.: « Was man so landläufig, besonders zu Ende des 19. Jh., einen 'Epikureer' nannte, einen Windhund, der Wein, Weib und Gesang liebt, hat mit Epikur nichts zu tun » (118) oder: « Die Götter werden als selige, um die Menschen unbekümmerte Wesen in ein fernes Fabelreich, die Intermundien zwischen den Weltzeitaltern, entrückt; dem Tod wird sein Schrecken genommen, indem gezeigt wird, daß das Ich nur eine bestimmte Verbindung von Atomen ist, deren Auflösung weder schmerzhaft noch furchtbar, sondern selbstverständlich ist » (119) und mehr System in der Darstellung den Wert des Buches erhöht. Der « Rückblick und Vorblick – Die modernen Parteivarianten und ihre geistige Herkunft » (287-296) dispensierte nicht von dem (am Schlusse fehlenden) Résumé. Das Namen- und Sachregister am Ende des Buches (399-411) ist vorteilhaft, zeigt jedoch, wie der Verfasser mit der Verwendung von Autoren umgesprungen ist, so z. B. erscheint Platon von S. 16 bis 378 fast alle paar Seiten, 53 mal, sodaß man die Vorstellung bekommen könnte, Schilling habe (auch mit anderen Autoren) eine vergleichende Geschichtsschreibung beabsichtigt. Auch von gewissen Grundvorstellungen kommt er nicht los, so z. B. von der kultischen Verknüpfung von Gemeinschaftsgebilden (trotzdem ist im Register das Stichwort « Kult » nicht zu finden) oder von der « Herde » (noch auf S. 378: « Dieser Herde der durchschnittlichen, zur Güterproduktion und Konsumtion durchaus geeigneten, brauchbaren und fleißigen Menschen stellt er (Nietzsche) nun die wenigen « Wohlgeratenen », wie er sie hier nennt, als Führer der Herde gegenüber ») als soziale Frucht der Entwicklung aus der Bestialität heraus, oder wie Walter Del-Negro (a. a. O., S. 298) die Auffassung Schillings wiedergibt: « Als sozial wird hier nur die spezifisch menschliche Form der Gemeinschaft verstanden, denn wenn diese auch aus Tierherden entstanden ist, kann man doch erst beim Menschen von echter Gemeinschaft sprechen. » Daß Schilling seine Geschichte mit der 19. Jahrhundertwende abgebrochen hat, ist bedauerlich, denn gerade unsere Zeit hat mit der Gleichstellung der Menschen und ihrer konsequenten Durchführung zu einer schleichenden, doch epochalen Sozialrevolution geführt, daß ihr kaum ein Vorbild vorangegangen ist. Man denke hier nur an die Tatsache, daß in Deutschland noch im letzten Jahrhundert Heiratslustige, um eine Ehe eingehen zu können, den Nachweis einer gesicherten Lebensgrundlage erbringen mußten, daß sie eine Familie ernähren können, wogegen heute jeder das Recht hat, eine Familie zu gründen, selbst wenn er bettelarm ist und daher der Allgemeinheit zur Last fällt, oder: daß, ebenfalls letztes Jahrhundert, nur jene wahlberechtigt waren, die Besitz hatten, weil man annahm, daß sie im allgemeinen ein größeres Verantwortungsbewußtsein an den Tag legen als Besitzlose, die sich leichter in politisch gefährliche Experimente einlassen könnten, weil sie ja nichts zu verlieren haben – wogegen heute jedermann die gleichen Bürgerrechte zustehen, dem Proletarier (von denen es in der westdeutschen Bundesrepublik im Sinne des klassischen Sozialismus keine mehr gibt) oder dem Nichtsnutz genau so wie dem Staatspräsidenten oder sonst wertvollen Menschen. Je mehr die Arbeitszeit der sozialen unteren Schichten reduziert und deren Kauf-

kraft erhöht wird, umso mehr wird die Arbeitskraft der mittleren und oberen Schichten strapaziert (Folge: rapide Zunahme der Managerkrankheiten), und viele geistige Berufe werden materiell degradiert; die Produktion ist nicht mehr auf eine Bedarfsdeckungs-, sondern Bedarfsweckungswirtschaft eingestellt (« Verschwendung als Wirtschaftsprinzip » Bayer. Rundfunk 26.10.60); die Wirtschaft selbst kann nur mehr florieren um den Preis einer latenten Geldentwertung¹⁵; neue kapitalistische Machtkonzentrationen nie gekannten Ausmaßes entstehen, die zur Entmachtung, Entmündigung und Freiheitsberaubung der menschlichen Persönlichkeit führen; die Sicherungs- und Versorgungspsychose, die den Staat mit einer nicht mehr vertretbaren Übermacht ausstattet, kennt keine Grenzen; der Mensch wird unpersönlich, « kein Kontakt mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, völliger Zerfall von Arbeitswelt und Privatwelt »¹⁶; « die Superstruktur der modernen Großgesellschaft mit ihren vielfältigen Verwaltungsinstitutionen und ihren konkurrierenden politischen Gruppierungen, mit der Vielzahl ihrer wirtschaftlichen Gebilde, ihrer Industrien, ihren technologischen Entwicklungen und ihren sozialkulturellen Gestaltungen geraten in eine Desorganisation und fallen auseinander, wenn nicht alles mit allem durch eine hinreichende Dichte und Stetigkeit der Informationen verbunden bleibt »¹⁷; durch die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts und ihre Folgen wurde so ziemlich jedes Volk betroffen, Gemeinschaften verschwanden, Gesellschaften wurden aufgelöst, Staaten umstrukturiert, und die Menschheit stand und steht vor nie dagewesenen sozialen Problemen¹⁸. Keine soziale Idee früherer Zeiten konnte solch grundlegende Umwälzungen, wie sie nicht vorausgesehen werden konnten, miteinkalkulieren. Allein das schon zeigt, daß – soweit destruktives Geschehen feststellbar ist – weltumwälzende Vorstellungen am Werke waren und – soweit positiver Aufbau geleistet wurde und wird –, anstelle der alten und veralteten sozialen Ideen, mit denen man die sozialen Aufgaben des 20. Jahrhundert nie hätte bewältigen können, neue, andersgeartete Ideen getreten sind, die kaum aus dem Arsenal vergangener Jahrhunderte entnommen werden können. Deshalb ist zu wünschen, daß Schilling sein mit dem 19. Jahrhundert abgeschlossenes Werk weiterführt und darlegt, welche

¹⁵ J. MARTIN: Volkswirtschaft im Zwielficht – Gefahren einer neuen Geldmengenvergrößerung (Deutsche Tagespost v. 20.1.1960, S. 7); Zur sittlichen Beurteilung der Geldentwertung – Das Unrecht der Geldentwertung (Die neue Ordnung 4/1956 u. 2/1957); Was heißt « Sozialprodukt »? Der Streit um das Sozialprodukt (Rheinischer Merkur Nr. 18/1958 u. Nr. 28/1960).

¹⁶ Jürg JOHANNESSEN: Ursachen und Folgen der Entfremdung zwischen Arbeitswelt und Privatwelt (RIAS Funk-Universität Berlin 3.3.1959).

¹⁷ Otto Walter HASELOFF: Zur Sozialpsychologie moderner Massenkommunikation (RIAS Funk-Univ. Bln. 24.3.1959).

¹⁸ Dies nur einige Beispiele: die Reihe könnte durch viele andere ergänzt werden, so z. B. die Sozialprobleme der Entwicklungsländer, die zunehmende Kriminalität des Wohlstandes bei Kindern, Heranwachsenden und Jugendlichen. Das Bundeskriminalamt hat 1958 die Zahl der Verbrechen und Vergehen gegen die deutschen Strafgesetze im Jahre 1957 mit rund 1 Million 700 000 veröffentlicht.

sozialen und unsozialen Ideen dieser Um- und Neuformung der menschlichen Gesellschaft zugrunde lagen und weiterwirken ; sie passen nämlich zum Großteil nicht mehr in die von ihm beschriebenen früheren Schemata.

JOSEPH MARTIN

Heilige Schrift

Glanzman, George S., SJ - Joseph A. Fitzmyer SJ: An Introductory Bibliography for the study of Scripture. (Woodstock Papers, 5.) – The Newman Press, Westminster (Maryland) 1961. XIX-135 p.

Le titre de ce modeste et très précieux fascicule ne suggère peut-être pas suffisamment son originalité et son usage. Les bibliographies bibliques ne manquent pas (*Index* de Metzger, *N. T. Abstracts*, *Intern. Zeitschrift für Bibelwissenschaft*, etc.), mais nos auteurs s'adressent à l'étudiant qui commence ses études scripturaires, ignorant où trouver ses informations et surtout la qualité des ouvrages qu'il consulte. Aussi bien lui fournissent-ils une *Bibliographie sélectionnée et annotée* des Périodiques, Collections, Introductions, Lexiques, Grammaires, Dictionnaires, Concordances, indispensables à tout travailleur. Pour telle Revue, par exemple, une brève notice donne son lieu d'édition, sa périodicité, sa matière propre, et surtout un jugement ferme et très objectif sur sa qualité scientifique. Il n'existe rien de semblable. C'était à chaque professeur d'instruire ses élèves et de répéter à chaque génération une leçon sur « les instruments de travail ». Désormais, il n'aura qu'à citer ces guides parfaits et, aujourd'hui, à leur exprimer sa gratitude.

C. SPICQ OP

Die Welt der Bibel. Kleinkommentare zur Heiligen Schrift. – Patmosverlag Düsseldorf.

Der um die Bibelarbeit verdiente Patmosverlag legt eine neue Reihe Kleinkommentare zur Heiligen Schrift vor. Es handelt sich um die deutsche Ausgabe der « Cahiers Evangile », die sich aus Arbeitsheften in schicke Bändchen verwandelt haben. Wer diese französischen Cahiers, die schon 36 Nummern umfassen, ein wenig kennt und mit ihnen gearbeitet hat, wird ihre deutsche Ausgabe mit großer Freude und Dankbarkeit begrüßen. Die Herausgeber *Eleonore Beck*, *Willibrod Hillmann* und *Eugen Walter* betreuen die neue Sammlung in vorbildlicher Weise. Die Auswahl der einzelnen Bändchen, ihre Übersetzung und gelegentliche Überarbeitung ist ausgezeichnet. Wir besitzen mit dieser Reihe, der wir eine gute Fortsetzung und Verbreitung wünschen, ein wertvolles und notwendiges Hilfsmittel für ein tieferes Verstehen der Heiligen Schrift.

1. De Vaulx - Ch. Deville : Die Zeugen des Gottessohnes. Die Frohbotschaft nach Markus, Matthäus und Lukas. – 1958. 108 S. [Deutsche Bearbeitung v. Alice BAUM.]

Das erste Bändchen gibt eine gute Einführung in die synoptischen Evangelien, indem es das jedem Evangelisten eigene Christuszeugnis klar

herausstellt. Bei Markus ist es gerade das Paradox der zutiefst menschlichen und doch wieder ganz göttlichen Erscheinung Jesu, das an das Geheimnis des Gottessohnes heranzuführt. Dieses Geheimnis, bei Matthäus noch um die alttestamentliche Heilsdimension vertieft, gewinnt bei Lukas seine letzte universale Weite und Offenheit. Hier ist Christus der Erlöser und Heiland der ganzen Menschheit. Um dieses dreifache Christuszeugnis hat jeder Evangelist die andern großen Themen seiner Verkündigung gruppiert und im Zusammenhang seiner Theologie dargestellt.

2. Venard, J., CJM: Israel in der Geschichte. – 1958. 90 S. [Deutsche Bearbeitung v. Eleonore BECK.]

Lebendig und wissenschaftlich zuverlässig wird hier die Geschichte Israels von der Berufung Abrahams bis zum Exil auf dem Hintergrund der altorientalischen Kulturgeschichte gesehen. Was uns Hammurabis Gesetze, die Texte von Amarna und Ugarit, die assyrischen Königsannalen über Israel berichten, hilft zu einem wirklichkeitsnahen und tieferen Verständnis der Heiligen Schrift. Zeittabellen und zwei Karten bereichern noch das Bändchen.

3. Schelkle, Karl Hermann: Die Mutter des Erlösers. Ihre biblische Gestalt. – 1958. 96 S.

Dieses reizvolle Marienbüchlein, eine deutsche Originalarbeit, ist inhaltlich wie auch in seiner Sprache durch und durch biblisch. S. versteht es, schlicht auf den Text hinzuhorchen und in persönlich überzeugender Weise das Mariengeheimnis darzustellen. Maria ist ganz um ihres Kindes willen da: zuerst das Kind und dann die Mutter. Wie Glaubenssätze aus dem Credo lauten die einzelnen Kapitel: Maria, Mutter Jesu Christi – Zeichen des Neuen Bundes – Der empfangen ist vom Heiligen Geist – Geboren aus Maria der Jungfrau – Der Glaube Marias – Mutter der Schmerzen – Schöpfung und Vollendung.

4. Grelot, P. - J. Pierron: Osternacht und Osterfeier im Alten und Neuen Bund. – 1959. 120 S. [Deutsche Bearbeitung v. Eleonore BECK.]

Wie sehr es der neuen Reihe auch um ein besseres Verstehen des Wortes Gottes in der Liturgie geht, zeigen die folgenden Bändchen über die Osterfeier, den Pfingstgeist und die Erlösung.

Das sich jährlich wiederholende Geschehen der atl. Passahfeier, ihr Ursprung in Exodus und ihre Entfaltung in Deuteronomium, Propheten, Priesterlicher Gesetzgebung und Judentum, gibt erst den richtigen Rahmen für das ntl. Passah ab. Christi Wort « Tut dies zu meinem Andenken » erhält auf diesem Hintergrunde seine inhaltliche Fülle und bedrängende Aktualität: « Zu allen Zeiten betrachte sich ein jeder von uns gleich einem, der selber aus Ägypten ausgezogen ist » (aus dem jüd. Osterrituale).

5. Maertens, Thierry, OSB: Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Das Wirken des Gottesgeistes nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift. – 1959. 115 S. [Deutsche Bearbeitung v. Gabriele MILLER.]

In zwei Teilen, die im Französischen separat erschienen, behandelt M. das allumfassende Wirken des Geistes im Alten und Neuen Testament. Der konkrete und dynamische Charakter des hebräischen Ruach, wie er sich im Wind und Atem manifestiert, wird für das schöpferische Handeln Gottes in Natur und Gnade in den Dienst genommen. Wirkt Gott, so wirkt er durch seinen Geist, der deshalb keine blinde Macht, sondern persönlich bestimmte Gotteskraft ist. Doch erst am Ende des Neuen Testamentes wird das Personsein des Geistes offenbar als Frucht der Geistverheißungen Christi und auf Grund der Geisterfahrungen der Urkirche.

6. Stier, Fridolin: Geschichte Gottes mit dem Menschen. Dargestellt an Berichten des Alten und Neuen Testaments. – 1959. 134 S.

Durch Stiers großartige Darstellung der Geschichte Gottes mit dem Menschen werden wir nicht bloß auf eindruckliche und neue Art in die Heilsgeschichte eingeführt, sondern selbst angerufen und hineinbezogen in den göttlichen Dialog, dessen letztes Wort noch nicht gesprochen ist. Immer sind es Einzelgestalten, die, das Geschick des ganzen Volkes tragend, mit Gott und den Mächten ringen und so durch ihre « persönliche Geschichte » die Heilsgeschichte vorantreiben. Mit Abraham beginnt, was dann in Ägypten, in der Wüste, am Sinai unter Moses für das ganze Volk richtunggebend wird. In Kanaan sind es Israels Könige und Propheten, die den Dialog mit Gott weiterführen: « Sauls Berufung und Widerruf », « Davids Erwählung und Bewährung », « Salomos Glanz und Verblendung », « Amos Gerechtigkeit », « Isaias Glaube wider Macht », « Jeremias Wort Gottes wider Wahnglaube ». Babylon ist die letzte Etappe vor dem Anbruch der Gottesherrschaft in Jesus Christus, der Mitte und Ziel der Heilsgeschichte ist. In ihm ist trotz Verwerfung und Hinrichtung in der siegreichen Auferstehung der Kampf zwischen Jakob und dem Engel, wie ihn das Umschlagbild darstellt, zu unseren Gunsten entschieden.

7. Lemoine, F.-M. - C. Novel: Christus unser Erlöser. Alttestamentliche Verheißung und neutestamentliche Erfüllung. – 1959. 104 S. [Deutsche Bearbeitung v. Alice BAUM.]

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, unsere Glaubensinhalte und Glaubensbegriffe immer neu zu durchdenken und vom Wort Gottes her zu vertiefen, um sie vor jeder Verwässerung und Entleerung zu bewahren. Dies gilt gerade auch für den uns etwas fremd gewordenen Erlösungsbegriff. Wie reich und mannigfaltig er ist, zeigt diese sorgfältige Untersuchung über den atl. Befund der Erlösungswirklichkeit. Christus als unser Lösepreis und Erlöser erfüllt überreich die atl. Verheißungen, worauf die beiden Bilddarstellungen auf der Außenseite hindeuten.

W. PFISTER OP

Miscelanea Biblica Andrés Fernández, preparada por José SAGÜÉS SJ, Sebastian BARTINA SJ, Manuel QUERA SJ. (Estudios Eclesiásticos 34, 1960, N. 134-135.) – Madrid 1960. 936 p.

Die spanische Zeitschrift : Estudios Eclesiásticos Nr. 134-135 von Juli bis Dezember 1960 ist als Festschrift für den 90-jährigen P. Andrés Fernández Truyols S. J. ausgestaltet worden.

Die Fac-Simile der Gratulationen des Heiligen Vaters und hoher Kirchenfürsten lassen die Anteilnahme erkennen, deren sich der Jubilar erfreute, und der Abriß über das Leben und die Werke des greisen Gelehrten legen von seiner außerordentlichen Arbeitskraft und seinem gesegneten Eifer ein beredtes Zeugnis ab.

Es folgen 48 Artikel moderner Exegeten in lateinischer, spanischer, italienischer, französischer, englischer und deutscher Sprache über Einleitungsfragen zur Schrift und über Probleme des Alten und Neuen Testamentes.

Der Berichterstatter steht einerseits vor der Schwierigkeit, die Sprache jenseits der Pyrenäen nur vom Latein her entziffern zu können, und sieht sich in der Unmöglichkeit, wegen der Fülle des Materials sich auf Einzelheiten einzulassen. So muß er sich begnügen, auf die Themata hinzuweisen, um wenigstens zu zeigen, woran in Fachkreisen hauptsächlich gearbeitet wird.

Unter den Einleitungsfragen treten Inspiration und Schriftsinn mit den literarischen Gattungen hervor. Die Ausgrabungen von Ghassul hingegen weisen auf eine ganz neue Kunstform in Palästina hin. Die weiteren Artikel behandeln einschlägige Manuskripte.

Aus den Artikeln über das Alte Testament ist es interessant, die lateinische Tradition über die Bildung Evas zu lesen. Nebst Textforschungen kommen der Patriarch Jakob, das Manna, das Richterbuch, Einzelheiten aus Samuel, Berichte über Elias, Edom, die Inseln des Meeres zur Sprache. Aus dem Urteil über Jeroboam werden Hinweise auf die christliche Oekumene gezogen. Der Ursprung des Abendmahlssaales und des benachbarten Davidsgrabes, der Vergleich Jobs mit den babylonischen Gedichten, die Psalmenfragen, Einzelheiten vom Buche Sirach, von Isaias und Daniel, alles zeigt, daß die obschwebenden Probleme auf allen Gebieten angegriffen und beleuchtet wurden.

Das Neue Testament hat einen kleineren Anteil erfahren. Immerhin werden behandelt : Die Taufe im Heiligen Geiste und im Feuer, die Parabel vom hochzeitlichen Kleide im Verhältnis zu einem Briefe aus Mari, die Heimat des Täufers, ein koptisches Fragment von Lukas 9, ein Vergleich von Lukas 10,38-40 und 1 Kor 7,29-35 in Bezug auf Martha und Maria, eine maurische Erzählung über das Leben Jesu und Mariae, Tabgha, die Stätte der Brotvermehrung, ein Licht auf die Synoptische Frage aus dem Thomas-evangelium und endlich in kritischer Schau die Johannes-Texte und die Orte der Erscheinungen des Herrn.

Ein riesiges Material ist so dargeboten. Man könnte einige Druckfehler beanstanden, aber im allgemeinen ist die Darstellung mit den entsprechenden Bildern ausgezeichnet. Der prächtige Band sei uns eine Mahnung, die wissenschaftlichen Anstrengungen jenseits der Pyrenäen gebührend zu beachten.

B. STEIERT OSB

Schneider, Gerhard: Neuschöpfung oder Wiederkehr? Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der Bibel. – Patmos-Verlag, Düsseldorf 1961. 95 S.

Mit Recht werden heute die Unterschiede zwischen dem hebräischen und griechischen Denken immer mehr betont, wobei ziemlich allgemein der lineare Charakter des ersteren und die zyklische Auffassung des letzteren hervorgehoben werden. In diesem Rahmen untersucht der Verfasser den Schöpfungsbericht im Alten Testament, im Spätjudentum und in außerjüdischen Schulen der Zeitenwende, um dann bis zur Eschatologie des Neuen Testaments vorzustoßen. Mit vollem Recht betont der Verfasser, daß im Gegensatz zu allen außerbiblischen Strömungen die Offenbarung immer wieder das Eingreifen Gottes als Neuschöpfung kennt. Bei der heutigen, oft mehr aufdringlichen als bewiesenen Tendenz, alles, die Menschenseele inbegriffen, durch die Evolution zu erklären, tut es wohl, die Schrift zu vernehmen, die dem anscheinend deistischen Weltbild der Evolutionisten das stete Wirken Gottes in der Schöpfung entgegensetzt. B. STEIERT OSB

Blatter, Thomas: Macht und Herrschaft Gottes. Eine bibeltheologische Studie. (Studia Friburgensia, N. F. 29.) – Universitätsverlag, Freiburg Schw. 1962. x-148 S.

Der Verfasser betont einleitend, daß über das von ihm behandelte Thema wenig Werke vorliegen und daß es auch im dogmatischen Unterricht meist nur kurz berührt wird.

Was er nun vorlegt, ist in der Tat eine auf der Bibel, die nach allen Seiten durchforscht wurde, gründende und wohl erschöpfende Arbeit, die vom Gemeinsemitischen ausgeht und die Entwicklung des Machts- und Herrschaftsgedankens aufzeigt. Nach der Beschreibung der Macht in mehreren Kapiteln wird sie ontologisch durch die Schöpfung und moralisch in der Gerechtigkeit und Liebe Gottes begründet. So erscheint das Ganze in einer einheitlichen Geschlossenheit. Die Register am Schluß, in Deutsch, Hebräisch und Griechisch erleichtern das Nachschlagen besonderer Gesichtspunkte. Damit ist allerdings gesagt, daß die Themen – zum großen Glück – nicht predigtfertig dargeboten sind. Die ungefähr 7000 Zitate der Schrift laden zur Arbeit, aber zu welcher dankbarer Arbeit ein! B. STEIERT OSB

Schnackenburg, Rudolf: Gottes Herrschaft und Reich. Eine biblisch-theologische Studie. – Herder, Freiburg 1959. xvi-255 S.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir das neue Buch des Würzburger Neutestamentlers für eine außerordentliche Leistung und als die beste, für Theologie und Exegese auf lange Zeit hin maßgebende Gesamtdarstellung des Reichgottesgedankens in der Bibel halten. Der Autor kann sein Buch wohl nur deshalb als ein kleines, vornehmlich als Grundlage für die theologische Diskussion bestimmtes Werk vorstellen, weil er, der Größe und Schwierigkeit des Gegenstandes sich voll bewußt, seine Arbeit in den Dienst eines Höheren, der Kirche, stellen wollte. Umso mehr staunt man dann im Verlauf der Lektüre, mit welcher unvergleichlicher, meisterhafter Beherrschung

des gewaltigen Stoffes, welch großer Sachkenntnis, welch methodisch sauberer, von jeder apologetischen Tendenz freier, kritischer und doch tiefgläubiger Art der Verf. es versteht, den Basileiagedanken von seinem ersten Auftreten im Buche Exodus bis zu seiner Vollendung und Erfüllung in der Apokalypse darzustellen. Zudem schreibt S. in einer reichen, kräftigen und edlen Sprache, die es ihm ermöglicht, einen Gedanken klar zu entfalten und in treffenden Formulierungen wieder zusammenzufassen. So geht durch das ganze Buch eine anhaltende Spannung und Bewegung, die von der inneren Dynamik der progressiv-heilsgeschichtlichen Darstellung der Gottesherrschaft selbst getragen wird. In drei großen Teilen schreitet die Untersuchung voran: das Königtum Gottes im Alten Testament und im Spätjudentum (1-48), die Königsherrschaft Gottes in der Verkündigung des Urchristentums (49-180), Gottes Herrschaft und sein Reich in der Verkündigung des Urchristentums (181-246).

Der 1. Teil bietet die « Kerngedanken, an die Jesus mit seiner Botschaft anknüpfen konnte » (15). Israel erfährt das Königtum Jahwes in seiner Geschichte, feiert seine Gegenwart im Kult und erhofft sein eschatologisches Kommen für die Zukunft (§ 1-3). Dieses Königtum Gottes ist « weder ein 'Reich' noch ein 'Herrschaftsbereich', sondern ein königliches Führen und Herrschen, das aus der absoluten Macht Jahwes erwächst und sich in der Leitung Israels erweist. Diese Urbedeutung, daß Jahwe als König herrscht, ist für die ganze Entwicklung des Basileia-Gedankens festzuhalten. Nicht die ruhende Gewalt, sondern die ausgeübte Macht, nicht das Amt, sondern die Funktion, nicht der Titel, sondern die Tat bestimmen Gottes Königtum in der Bibel » (2 f.). Das Spätjudentum mit seiner Hoffnung auf das messianische Reich, mit der rabbinischen Lehre von der gegenwärtig verborgenen und künftig offenbaren Gottesherrschaft, mit der apokalyptischen Erwartung der kosmisch-universalen Gottesherrschaft gibt die weiteren Elemente für den Basileiabegriff Jesu an die Hand (§ 3-6).

Das unerhört Neue der von Jesus verkündeten Gottesherrschaft, die im 2. Teil dargestellt wird, liegt in ihrem eschatologischen Ereignischarakter. « Eschatologisch » ist nicht nur der Begriff der von Jesus verkündeten Herrschaft, sondern vor allem die in seiner Person angebrochene, übernatürliche Wirklichkeit. « Die Gottesherrschaft ist ein auf Menschen zukommendes Geschehen, ein ihnen angebotenes Gut, eine sie fordernde Größe, nie dagegen etwas, über das sie selbst verfügen, das sie selbst herbeizwingen oder sich ertrotzen können » (55). Als Inbegriff alles Heils (Evangelium) ist diese eschatologische Gottesherrschaft allen offen, die umkehren und glauben. Umkehrpredigt, Bergpredigt und Aufruf zur konkreten Nachfolge ist die allen angebotene Einladung, ins Reich Gottes einzugehen (§ 7-10). Das Kernproblem, das Verhältnis der Gottesherrschaft zur Person und Wirksamkeit Jesu, löst S. im Sinne einer progressiv-heilsgeschichtlichen Deutung. Die Gottesherrschaft ist mit Jesus gekommen, aber erst als anfängliches Heil, das noch seiner Vollendung harret. Darin ist der Messiasanspruch Jesu begründet. Seine Wunder sind Anzeichen und nicht nur Vorzeichen, daß Gott seine Herrschaft gegen das Böse durchsetzen will. So sind die « Gegenwartsaussagen » im Sinne einer dynamischen Anwesenheit der Gottesherrschaft

zu deuten. Die in sorgfältiger Einzelexegese untersuchten Wachstumsgleichnisse bezeugen jene « Spannung, die zwischen dem Anfang und Ende, zwischen der Aussaat und Ernte, zwischen der gegenwärtigen unauffälligen und der künftigen offenbaren Herrlichkeit der Gottesherrschaft besteht » (109). Trotz des gegenwärtigen Hereinwirkens der Gottesherrschaft in die Gegenwart (§ 11-13) liegt ihr Schwergewicht in der Zukunft (§ 14-16). Die Menschensohntexte messen der Person Jesu auch für die zukünftige Gottesherrschaft eine Bedeutung bei. Er wird ihr einstiger Richter sein. Aber zuvor muß Jesus den Sühnetod auf sich nehmen, um für alle, trotz der Ablehnung der Juden, eine neue Heilsmöglichkeit zu schaffen. Damit rückt die Heilsgemeinde ins Licht der Basileiabotschaft Jesu (§ 17-19). Über ihr gegenseitiges Verhältnis läßt sich prinzipiell folgendes sagen : « Wenn die eschatologische Gottesherrschaft schon in Jesu Person und Wirken anwesend war und mit seiner Parusie in Macht und Herrlichkeit erscheinen wird, dann partizipiert die von ihm gegründete Gemeinde schon um ihrer Bindung an Jesus willen an den gegenwärtigen Heilskräften und den Verheißungen der Zukunft » (155). So wird der Reichgottesgedanke fruchtbar gemacht für das Selbstverständnis der Gemeinde, wie aus den paränetischen Zügen vieler Gleichnisse hervorgeht. In der Eucharistie ist Jesu Heilswirken bis zum Kommen des Reiches der Herrlichkeit in besonderer Weise gegenwärtig und wirksam. Auf die Frage der Naherwartung kann hier nicht näher eingegangen werden.

Der 3. Teil ist uns eine wahre Offenbarung. Kaum irgendwo wird jene heils- und offenbarungsgeschichtliche Wende, die von der Botschaft Jesu zur Botschaft über Jesus den Messias und Herrn führt, in einer solchen Tiefe und Konsequenz dargestellt sein wie hier. Mit der Erhöhung Christi ist eine neue heilsgeschichtliche Epoche angebrochen, « die Zeit der himmlisch offenbaren, irdisch noch verdeckten aber wirklichen und wirksamen, in der Kirche und durch die Kirche sich realisierenden Herrschaft Christi, die ihr Ziel in der künftigen Vollendung der Gottesherrschaft hat » (198). Der Verf. zeigt an Hand der eschatologischen Schau der Evangelien, daß dieser Wandel in der folgerichtigen Linie der Messianität des irdischen Jesus liegt, die nun in seinem Herrentum vollendet wird. Paulus hat diese Christusherrschaft theologisch weitergeführt und vertieft, vor allem im Epheser- und Kolosserbrief. In diesen Briefen wurde er auch genötigt, das Verhältnis der Herrschaft Christi zu Kirche und Welt zu präzisieren. « 'Reich Christi' ist ... ein umfassenderer Ausdruck als 'Kirche'. Gewiß erfüllt sich für die gegenwärtige irdische Existenz der Christen ihre Teilnahme am Reiche Christi und ihre Anwartschaft auf das eschatologische Reich in der Kirche, dem gnadenvollen Wirkbereich des himmlischen Christus ; aber die Herrschaft Christi greift über die Kirche hinaus, und die Kirche wird einmal ihre irdische Aufgabe erfüllt haben und dann im eschatologischen Reich Christi bzw. Gottes aufgehen » (211). « Mit der Kirche ergreift Christus immer mehr die Herrschaft über das All und zieht es immer stärker und vollkommener unter sich als das Haupt » (220). Das ist kurz der Inhalt der theologisch überaus gewichtigen § 21-23. Einen letzten Ausblick auf das transzendente und eschatologische Reich geben der Hebräerbrief und die Apokalypse (§ 24-25). Unter

dem großartigen Bilde der Gottesstadt erscheint die vollendete Gottesherrschaft tatsächlich als ein Reich, da Gott nun « alles in allem » geworden ist.

W. PFISTER OP

Grelot, Pierre : Sens chrétien de l'Ancien Testament. Esquisse d'un traité dogmatique. (Bibliothèque de Théologie, série I, vol. 3) – Desclée, Tournai 1962. xi-540 p.

Der Verfasser geht vom berechtigten Anliegen aus, daß in der Theologie zwischen Erbsünde und Erlösung ein dogmatischer Traktat über das Alte Testament eingebaut werden sollte, und er stellt sich die Aufgabe, diesen uns zu schenken.

In einem historischen Teil zeigt er die Stellung des Alten Testamentes in der christlichen Überlieferung. Der eigentliche Traktat behandelt das Alte Testament als Heilsplan Gottes, als Mysterium Christi, als Gesetz, als Geschichte und als Verheißung. Ein Schlußteil klärt die Frage der christlichen Interpretation des Alten Testamentes. Dabei ist der heute so viel besprochene « Sensus plenior » besonders behandelt und erklärt.

Während der erste Teil in kurzen Angaben eine treffliche Schau vermittelt, ist der Hauptteil, der in seinem Aufbau sehr gut die Werte der Schrift einteilt, doch zu breit ausgefallen. Der Zug, überall zu unterteilen und die gleichen Aufspaltungen durchzuführen, die stets sich wiederholenden Inhaltsangaben und Begründungen der Einteilungen belasten die Ausführungen, von den zahlreichen Anmerkungen ganz abgesehen. Ohne Zweifel ist eine unglaublich große Literatur verarbeitet worden, aber alles sollte viel kürzer und prägnanter gefaßt werden. Es handelt sich ja um Leser, die das Vorgehen selbst erkennen und beurteilen können.

So ist das Werk gewiß wertvoll, es könnte aber durch eine weniger pedante Fassung viel zugänglicher und lesbarer gemacht werden.

B. STEIERT OSB

de Vaux, Roland OP : Das Alte Testament und seine Lebensordnungen. 2 Bände. – Herder, Freiburg 1960-1962. 363, 467 S.

Der bekannte Leiter der archäologischen Schule von St. Etienne zu Jerusalem hat in den Jahren 1958 und 1960 « Les institutions de l'Ancien Testament » als Ergänzung zur Bibel von Jerusalem herausgegeben, die nun von Lothar Hollerbach und Ulrich Schütz ins Deutsche übertragen in zwei prächtigen Bänden vorliegen.

Der erste Band behandelt das Fortleben des Nomadentums mit seinen Auswirkungen auf Familie und Volksgemeinschaft. Letztere setzt sich zusammen aus Freien aller sozialen Schichten, aus Sklaven und aus einem Regierungsapparat, der im Königtum seinen Höhepunkt hat und durch eine komplizierte Verwaltung funktioniert. Als Anhang, der sehr aufschlußreich ist, dürfen die Angaben über Wirtschaft, Zeiteinteilung, Maße und Gewichte betrachtet werden.

Der zweite Band behandelt Heer und Kriegswesen und die religiösen Lebensordnungen. Darin kommen die Heiligtümer, Priester und Leviten, Opfer und andere Kultakte und endlich Zeiten und Feste zur Sprache.

Der unvergleichliche Wert dieses Meisterwerkes besteht besonders darin, daß bei allen Lebensordnungen unter Berücksichtigung der Bibel und der Archäologie die Entwicklung von Anfang bis zum Ende gezeigt wird, sodaß der Leser das Werden und Wachsen Israels erschauen und die biblischen Texte viel organischer erfassen kann.

In der Form ist der Text fortlaufend und nicht mit Anmerkungen und Verweisen beschwert. Die Bibliographie und die Register am Schluß erleichtern das Auffinden jeder Einzelheit. So wird dieses Werk dem Freund der Schrift zum unentbehrlichen Begleiter werden. B. STEIERT OSB

Schedl, Claus : Geschichte des Alten Testamentes, IV. Band : Das Zeitalter der Propheten. – Tyrolia-Verlag, Innsbruck 1962. XIX-474 S., 6 Karten u. 4 Abbildungen.

Nachdem vom ausgedehnten Bibelwerk von Claus Schedl der vierte Band als Abschluß angekündigt war, hat sich gezeigt, daß die Behandlung der Propheten ein stattliches Buch ergab, dem ein Schlußband bald folgen wird. Im vorliegenden Werk wird zuerst die Geschichte Judas und Israels von der Reichstrennung an bis zum Untergang Jerusalems skizziert. Dabei finden die neuesten archäologischen Forschungen sehr weitgehende Verwendung, so weitgehend, daß die biblischen Dokumente fast zu stark zurücktreten. Die Propheten selbst, die Künder und Schriftsteller, werden in diesen Rahmen hineingestellt und durch ihn erklärt, wobei auch wieder archäologische Parallelen herangezogen werden.

Die Positionen Schedls suchen verschiedene Wundererklärungen in den natürlichen Verlauf der Dinge zurückzudrängen, wobei er wohl nicht von allen verstanden und anerkannt werden wird. Es muß beigefügt werden, daß die Ausführungen Schedls die Kenntnis der Schrift zum großen Teil voraussetzen, ansonst sie nicht verstanden werden können. Da die Sprache aber klar und angenehm ist, wird der Leser der Schrift diese Einführungen besonders von der Archäologie her gerne mitverarbeiten und manche Stelle der heiligen Texte tiefer erfassen. B. STEIERT OSB

Bruno, Arvid : Sprüche, Prediger, Klagelieder, Esther, Daniel. Eine rhythmische und textkritische Untersuchung. – Almqvist u. Wiksell, Stockholm 1958. 239 S.

Der Freiburger Altexeget Vinzenz Zapletal OP († 21.I.1938) sprach in einer damals viel Aufsehen erregenden Rektoratsrede (15. Nov. 1910) « Über einige Aufgaben der katholischen alttestamentlichen Exegese » (Freiburg 1911), worin er u. a. auch die Verwirklichung einer *metrischen* Ausgabe des gesamten alttestamentlichen Bücherbestandes forderte. Wäre er noch am Leben, er würde gewiß seine Freude gehabt haben an der Lebensarbeit Arvid Brunos, der die gesamte Reihe der hebräischen Bücher im Sinne Zapletals bearbeitet hat. Das heißt natürlich keineswegs, daß Zapletal mit den metrischen Aufstellungen des schwedischen Gelehrten in allem einverstanden gewesen wäre. Zur Zeit wo die hebräische Metrik mehr als jetzt im Brennpunkt des Interesses der Alttestamentler stand, hat es wohl kaum zwei Metrizisten

gegeben, die restlos in allen Einzelheiten miteinander übereinstimmten! – Die Aufgabe war nicht leicht und gewissermaßen ein Wagestück. Wohl deshalb hat der unermüdliche schwedische Bibelforscher der Widmung dieses Abschnittes das ans Bibelhebräische (ISam. 19,5) anklingende Motto **וַיִּשֶׁם בַּכֶּפֶן** (= er setzte sein Leben aufs Spiel) beigesellt. Über Arvids Arbeitsweise haben wir bei mehreren früheren Gelegenheiten schon berichtet. Auch hier bleiben, bei aller Anerkennung der geleisteten Detailarbeit, unsere Zweifel an der objektiven Gültigkeit gewisser vom Verfasser aufgestellter Normen, ganz abgesehen von der Berechtigung der einzelnen Korrekturen. Heutzutage bringen wir im allgemeinen den überlieferten Textformen doch wohl eine größere Ehrfurcht entgegen als dies zur Zeit der Hochblüte der alttestamentlichen Metrizisten üblich war.

M. A. VAN DEN OUDENRIJN OP †

Introduction à la Bible, sous la direction de A. ROBERT (†) et A. FEUILLET, Tome II : Nouveau Testament. – Desclée, Tournai 1959. xxiii-939 p.

Das vorliegende Werk löst sich bewußt von der üblichen Form einer « Einleitung ». Der im großen und ganzen sich gleichbleibende allgemeine Teil dieser Wissenschaft ist hier weggelassen. Dafür kommt nach der speziellen Einleitung ein Abschnitt über die Umwelt des NT und als Schlußteil ein Aufriß neutestamentlicher Theologie hinzu. Ist mit dieser Neuerung der Zugang in die Welt des NT auch erleichtert und auf das Wesentliche beschränkt worden, so bleibt doch für ein gründliches und allseitiges Studium des NT ein gutes Handbuch über Textkritik und Textgeschichte weiterhin unentbehrlich. Das hier tatsächlich Gebotene verdient jedoch volle Anerkennung. Zur Illustrierung greifen wir ein paar besonders wichtige Probleme heraus. Da ist zuerst die meisterhafte Darstellung der synoptischen Evangelien von X. Léon-Dufour. Durch die Bestimmung der literarischen Komposition, der theologischen Perspektive, des Autors, des Entstehungs- und Bestimmungsortes, des Stiles und der Historizität wird die Eigenart jedes Evangelisten für sich herausgearbeitet. Erst nach dieser mehr analytischen Arbeit werden die Beziehungen und Abhängigkeiten der Synoptiker untereinander abgegrenzt und so die Lösung des synoptischen Problems vorbereitet. Der Autor stellt kein neues System auf, sondern zeigt nach einer kritischen Sichtung aller bekannten Systeme einen neuen Weg zu einem tieferen und allseitig richtigen Verständnis unserer Evangelien auf. Dabei legt er vor allem großen Wert auf die Herausarbeitung der vorsynoptischen Einheiten, die es nach Zeit, Ort und Milieu ihrer Entstehung immer besser zu erfassen gelte. Die Versuche des Verf. in dieser Linie sowie die Arbeiten von Cerfaux und anderer beweisen die Fruchtbarkeit dieser Methode.

Aus der Darstellung des Corpus Paulinum von Cerfaux und seines Schülers J. Cambier sei die lebendige und nüancierte Art der Inhaltsangabe der einzelnen Briefe hervorgehoben. Es wird hier viel mehr als nur ein trockenes Inhaltsschema geboten. Cerfaux tritt entschieden für die paulinische Autorschaft der Gefangenschafts- und Pastoralbriefe ein. Man wird sein Urteil, das sich auf sorgfältige Literarkritik und sichere theologische Vergleiche mit den Hauptbriefen stützt, nicht für gering achten.

Die Bibeltheologie des Schlußteils ergänzt in wertvoller Weise die mehr analytische Darstellung der einzelnen Bücher. Ihr Verfasser *A. Feuillet* zeigt, wie die Verkündigung der Synoptiker im Dienste der von Jesus gebrachten, aber über ihn hinausreichenden Botschaft der Herrschaft Gottes steht. Die Darstellung der johanneischen Theologie vom gleichen Autor hilft Johannes im Zusammenhang seiner großen Themen verstehen. Die paulinische Erlösungslehre von *S. Lyonnet* ist ein Glanzstück biblischer Theologie.

Im ganzen gibt dieses Werk namhafter französischer und belgischer Exegeten beredtes Zeugnis für den hohen wissenschaftlichen Stand und die große Aufgeschlossenheit katholischer Exegese. W. PFISTER OP

Das Neue Testament, übersetzt von Fritz TILLMANN. – Kösel-Verlag, München 1962. 902 S.

An deutschen Übersetzungen des NT aus dem 20. Jahrhundert zählt J. Kürzinger in der von Prof. Josef Schmid (München) redigierten Übersicht über « moderne Bibelübersetzungen » (ZKT 82 [1960] 290-332) S. 292 insgesamt 16 auf, abgesehen von den dort angeführten 4 Vollbibeln. Wohl die bekannteste und populärste dieser Übersetzungen dürfte die des Kapuziners P. Konstantin Rösch sein. Trotzdem war es ein recht glücklicher Gedanke des Kösel-Verlages, die weniger verbreitete Übersetzung des 1953 verstorbenen bekannten Bonner Neutestamentlers Fritz Tillmann in neuer Bearbeitung herauszugeben. Sie erschien erstmals im Verlag der Buchgemeinde als Bd. 1 und 3 der « religiösen Schriftenreihe » (Bonn 1925 und 1927), sodann schon 1928 im Köselverlag. Wie wir der Rückseite des Titelblattes entnehmen können, wurde der Text 1951 von *Werner Becker* 1951 in Zusammenarbeit mit Tillmann durchgesehen und im Anmerkungsteil neu bearbeitet. Diese Auflage dient zugleich in einer Lizenzausgabe (St. Benno-Verlag, Leipzig) den ostdeutschen Bistümern als offizielle Übersetzung. Der Köselverlag beauftragte aber in der Folge denselben Bearbeiter, die Übersetzung neu durchzusehen, zu verbessern und die Anmerkungen zu ergänzen, wobei lobend festzuhalten ist, daß der Herausgeber diese in Anmerkungen gegebenen Erläuterungen ganz wesentlich erweitert und auf den Stand der heutigen Bibelwissenschaft gebracht hat, soweit dies für eine an sich an das große Publikum gerichtete Ausgabe überhaupt tragbar war. Wie Rösch gründet natürlich auch Tillmann auf dem griechischen Urtext, aber ebenfalls unter Berücksichtigung der Vulgata. Unter den Anmerkungen stehen, mit * bezeichnet, Verweise auf die gegebenenfalls in Frage kommenden liturgischen Perikopen, die übrigens am Schluß des Bandes in einer liturgischen Tabelle (794-800) in der zeitlichen Abfolge des Kirchenjahres zusammengestellt werden. Im Anschluß an die Übersetzung finden wir S. 773-792 « einführende Bemerkungen zu den einzelnen Büchern des Neuen Testaments », allerdings in gedrängtester Kürze. Sie dürfen aber für den Zweck der Übersetzung, ein Volksbuch zu sein, durchaus genügen. Mit Dank wird der Benützer auch die synoptische Tabelle zu den 3 ersten Evangelien entgegennehmen. Wie die bisher anderen Übersetzungen beigelegten Sachregister ist sodann abschließend auch das 77 Seiten umfassende « bibeltheologi-

sche Register » alphabetisch angeordnet, aber m. R. darf man es als etwas Neuartiges ansprechen, insofern es im Vergleich zu andern ähnlichen Registern nicht nur viel reichhaltiger ist, sondern jeden einigermaßen bedeutenden biblischen Begriff auch viel differenzierter darstellt und vor allem in logischen Einteilungen sehr klar und eindrucksvoll entfaltet. Man vergleiche z. B. die 11 dürftigen Kolonnenzeilen bei Rösch über die Kirche mit dem entsprechenden Abschnitt in der vorliegenden Ausgabe S. 866-870 mit seinen 5 Haupteinteilungen und den zahlreichen Untereinteilungen, die von den ekklesiologischen Aussagen des NT ein sehr eindrucksvolles Bild geben und vor allem auch dem praktischen Seelsorger eine äußerst wertvolle Hilfe bringen dürften. Dieses Register ist samt den Tabellen das Werk *Paul Hoffmanns*.

Indes bleibt natürlich bei allem noch so wertvollen Beiwerk als wesentlicher und daher entscheidender Vorzug dieser Ausgabe des deutschen NT die äußerst gepflegte Sprache der Übersetzung. Das ist nicht selbstverständlich, wenn wir bedenken, daß Tillmann allüberall dem griechischen Original möglichst nahezukommen sucht. Wir kennen diese Texttreue nicht nur aus jenen Teilen der unter seiner redaktionellen Leitung veröffentlichten sog. Bonnerbibel des NT (Die Hl. Schrift des Neuen Testaments, 10 Bde, Bonn 1931 ff., 4. Aufl.), die er selber übersetzt und kommentiert hat, sondern vielleicht noch mehr aus den sehr verbreiteten Erklärungen der sonntäglichen Episteln und Evangelien, bzw. der Festtagepisteln und -evangelien (Schwann, Düsseldorf). Stichproben zeigen, daß wir es hier und dort im großen und ganzen mit derselben Übersetzung zu tun haben, nur daß in der vorliegenden neuen Gesamtübersetzung manche sprachliche Härte vermieden wird und manche Unebenheit ausgeglichen erscheint. Gewiß, Rösch mag uns auch heute noch da und dort mehr zusagen, aber vielleicht darf man doch, ohne ungerecht zu sein, behaupten, daß diese Neuausgabe die beste deutsche Übersetzung aus dem griechischen Urtext ist, die uns heute zur Verfügung steht. Nicht aber verschwiegen werden darf, daß der Verlag uns hier ein auf Persia-Dünndruckpapier hergestelltes Meisterwerk der modernen Buchdruckerkunst schenkt, das des Buches der Bücher wahrlich würdig ist. Auch von ihm gilt, was das – allerdings noch nicht verabschiedete – Schema des II. Vaticanums zu den Quellen der Offenbarung sagt: « Nicht ohne Fügung der göttlichen Vorsehung gibt es heute viele Übersetzungen der Heiligen Schrift in die modernen Sprachen. Mit der allergrößten Freude muß man die Liebe und die Verehrung begrüßen, die vor allem den Evangelien und den apostolischen Schriften entgegengebracht wird. »

P. WYSER OP

Krämer, Karl Fr.: Gott unser Heil nach dem Zeugnis der Bibel. Neues Testament. (Herder-Bücherei Bd. D 5.) – Herder, Freiburg 1961. 317 S.

Im Frühjahr 1960 erschien als Dünndruckbändchen eine Auswahl des Alten Testaments. Nun folgt nach gleichen Grundsätzen eine Auswahl des Neuen Testaments. Der Herausgeber gibt sich Rechenschaft, daß in diesem Stoff eine Wahl noch heikler ist, da das Verlangen nach dem vollen Text noch größer und auch leichter erfüllbar ist.

Die Absicht aber, das Heilsgeschehen und seine Erfüllung klar heraus-

zukristallisieren, ist wohl berechtigt, da dem Leser, so wie des Naue Testament vor uns liegt, es doch schwer fallen mag, dessen Theologie zu erkennen.

Ganz kurze Einleitungen und Erklärungen schaffen den Zusammenhang und eine gewisse Einheitlichkeit. Die ersten drei Evangelien sind bis zum Vorabend des Leidens als eine Art Synopse gegeben, Johannes ist gesondert behandelt. In der Leidensgeschichte finden sich alle vier zusammen. Die Apostelgeschichte findet eine fast vollständige Darlegung, wie sie es verdient. Die Paulusbriefe sind wesentlich chronologisch geordnet und zeigen die Entwicklung der Theologie des Apostels. Aus den katholischen Briefen und der Apokalypse sind substantielle Auszüge und Textbelege gegeben.

Das Werk Krämers empfiehlt sich sicher, da es auf engem Raum das Wesentliche über das Neue Testament an Einleitung, Texten und Erklärungen bietet. Man kann aber bedauern, daß Auszugbibeln im deutschen Sprachraum in mehreren Ausgaben vorhanden sind, eine Zusammenarbeit könnte viel Mühe ersparen.

B. STEIERT OSB

Paillard, Jean : Vier Evangelisten, vier Welten. – Verlag Josef Knecht-Carolusdruckerei, Frankfurt a. M. 1960. 196 S.

Dieses Buch präsentiert sich hervorragend, sowohl in seiner literarischen Fassung (feinsinnige Übersetzung aus dem Schwedischen von Rita Öhquist), als auch hinsichtlich des sprühenden Reichtums seiner teilweise äußerst originellen Ideen, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß sich der Verfasser in den Fragen der heutigen Textkritik ziemlich gut auskennt und somit als Wegführer in die neutestamentliche Welt Autorität für sich in Anspruch nehmen darf. Man hat allerdings den Eindruck, daß er gelegentlich etwas zu sicher auftritt. Es läßt sich überhaupt fragen, ob es nicht besser wäre, in solchen Publikationen auf Behandlung wissenschaftlicher Grenzfragen völlig zu verzichten. Das eigentliche Anliegen des Buches, die Zeichnung der vier Evangelistengestalten aus ihren eigenen Schriften, würde dabei bestimmt nichts an Schärfe und Schönheit verlieren.

L. M. SIMEON OP

Kopp, Clemens: Die heiligen Stätten der Evangelien. – Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1959. 504 S., 66 Abbild.

Dieses Buch wird zu Recht vom Verlag als Standardwerk angepriesen. Das dürften folgende unbestreitbaren Vorzüge beweisen.

Der Verfasser ist zunächst einmal in der einschlägigen Literatur vortrefflich bewandert. Was er davon in einem sieben Kleindruckseiten umfassenden Register anführt, ist im Werk selber bis ins Einzelne gründlich verwertet worden. K. geht gewissenhaft allen Aussagen nach, überprüft deren verschiedene Möglichkeiten und grenzt in einem äußerst sauberen Beweisverfahren Echtes gegen Unechtes, Zweifelhafte bzw. bloß Wahrscheinliches gegen Sicheres ab. Das gilt in vordringlichster Weise wohl dort, wo der Dialog das Verhältnis der vielgeschmähten Legende zur Geschichte berührt; denn wer dieses Buch gründlich studiert, lernt in dieser Frage um. Zwar bejaht der Verf., ganz seiner Methode entsprechend, durchaus den Unterschied von Dichtung und Wahrheit. Wir erfahren von ihm sogar, daß sich

im Laufe der Jahrhunderte die fromme, schöpferische Phantasie in den topographischen « Ausbau » der heiligen Stätten viel mehr einschaltete als wir es jemals ahnten. Doch K. geht diesen Dingen nicht aus dem Weg, sondern ordnet sie in die großen historischen und psychologischen Zusammenhänge ein, begreift sie von daher als wichtige Lebensvorgänge und schult durch kluge didaktische Führung auch den diesbezüglichen Blick des Lesers. Selten ist uns die überragende Bedeutung des historischen Kerns, der in jeder Legende verborgen ist, so überzeugend zum Bewußtsein gebracht worden wie gerade hier.

Es ist selbstverständlich, daß bei der spezifisch historischen Zielsetzung dieses monumentalen Werkes die exegetischen Partien im engeren Sinne stark zurücktreten. Der Verfasser beschränkt seinen allerdings fein abgewogenen Kommentar auf jene biblischen Berichte, die für die jeweiligen topographischen Zusammenhänge entscheidend sind. Doch darf man ruhig die Behauptung wagen, daß dieses Buch im weiteren Sinne mittels seiner großangelegten geschichtlichen Entwicklung von Anfang bis Ende einem exegetischen Anliegen dient und dies sowohl negativ als auch positiv. Negativ, insofern es manchen « kritisch erhärteten Mythos » ebenso kritisch durch die nüchternen Tatsachen « entmythologisiert ». Positiv, insofern hier die evangelischen Texte für unser oft so mühsames Verständnis gelegentlich nicht unbedeutend an Schärfe und Klarheit gewinnen.

Manchmal meldet sich allerdings auch ein leiser Widerspruch, sei es, daß der Verfasser seine Meinungen nicht immer scharf genug profiliert, wie etwa in der Alma-Parthenos-Frage (S. 16, Anm. 19), sei es, daß er Thesen vertritt, über deren Gültigkeit man mindestens diskutieren kann, wie jene von der angeblich ideellen Verlagerung, die am Täufer geschieht, sobald er den synoptischen Raum verläßt und in den johannäischen eintritt (S. 148 ff.)

L. M. SIMEON OP

Richardson, Alan: *The Gospel according to Saint John*. Introduction and Commentary. (The Torch Bible Commentaries.) – SCM Press, London 1959. 220 p.

Auteur, notamment d'une *Théologie du Nouveau Testament* et d'un *Dictionnaire biblique*, A. R. a le rare privilège d'unir une vaste érudition à un jugement pondéré. Le petit commentaire de saint Jean qu'il propose aux étudiants est marqué de cette double qualité. Notre auteur voit dans le IV^e Evangile un commentaire théologique de la tradition synoptique, dont l'originalité consiste dans la connexion entre révélation et histoire. Il n'y a pas à y discerner une adaptation de l'Evangile au monde culturel hellénistique – les écrits de Qumrân confirment que son horizon est plus juif que grec – et encore moins à y dépister une influence gnostique ; « sur cette question, Irénée est un meilleur juge que Bultmann » (p. 21).

C. SPICQ OP

Schürmann, Heinz: *Das Gebet des Herrn* aus der Verkündigung Jesu erläutert. – Herder, Freiburg 1958. 143 S.

Der Verfasser hält, was er im Untertitel seines Buches verheißungsvoll in Aussicht stellt ; denn seine Erklärung des Vater Unsers wächst wirklich

aus der Gesamtbotschaft Christi heraus und strahlt belichtend wieder auf diese zurück. Zwar mutet die Feststellung, man habe bis zur Stunde äußerst selten versucht, unser Gebet ernstlich aus der Gedankenwelt Jesu heraus zu deuten (vgl. Anmerkung 4), anfänglich etwas eigentümlich an, da ja offenbar die meisten neueren Kommentatoren irgendwie aus diesem Anliegen leben. Doch bei näherer Betrachtung gewinnt man tatsächlich die Überzeugung, daß es bisher meistens bei Ansätzen blieb, während Schürmann mit äußerster Konsequenz sein gestelltes Ziel verfolgt und in einer gründlichen, die evangelischen Berichte zur Gänze umspannenden theologischen Entfaltung das eingangs gegebene Versprechen einzulösen versteht. Dabei vermittelt er gelegentlich überraschend schöne Erkenntnisse. Es sei etwa an das erinnert, was über den Vater gesagt wird und über die Schuld des Menschen vor ihm oder an die Darstellung des göttlichen Königtums, das sowohl in seiner negativen Abgrenzung als auch in seiner positiven Erfüllung den Blick des Lesers in ganz ungewohnte und äußerst beglückende Perspektiven hineinnimmt.

Dieses Buch muß man empfehlen: dem Beter, damit er besser beten lerne, und dem Apostel, damit sein Zeugnis an Kraft gewinne.

L. M. SIMEON OP

Mussner, Franz: Die Botschaft der Gleichnisse Jesu. (Schriften zur Katechetik, hrsg. von Josef GOLDBRUNNER, Bd. I.) – Kösel-Verlag, München 1961. 102 S.

Es handelt sich um 23 Gleichnisse Jesu, die der Neutestamentler von Trier hier in pastoraltheologischer Sicht untersucht und zu Nutzen von Katecheten und Homileten vorlegt. Die einzelnen Abschnitte werden in der Verkündigung Jesu geschichtlich erklärt und auf die theologische Verwertung in Predigt und Unterricht zugeschnitten. Der geplagte und gehetzte Praktiker kann sich hier kurz und doch gründlich orientieren. Er findet zwar keine fertigen Homilien, wohl aber fruchtbare Anregung für seine persönliche Arbeit.

L. M. SIMEON OP

Bieder, Werner: Die Berufung im Neuen Testament. (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testamentes, 38.) – Zwingli Verlag, Zürich 1961. 110 S.

Als Kursleiter im Basler Missionshaus geht der Verfasser den Texten des Neuen Testamentes nach, die von der Berufung und näherhin von der missionarischen Berufung sprechen. In der Tat bringt er in ernster Betrachtung eine reiche Ernte über die Jünger und Paulus und sicher in sehr persönlicher und neuer Form über die ganze Gemeinde ein. Der Grundgedanke könnte wohl so formuliert werden, daß der Anruf Gottes alle trifft, immer erklingt und immer gehört werden muß. Soweit sind die Gedanken und Ausführungen ausgezeichnet.

Der katholische Leser ist an vielen Stellen etwas erstaunt, wenn der Verfasser die Historizität der Texte so stark ablehnt. Er fühlt auch, wie schwer es dem Verfasser auf dem Boden seiner Gnadenlehre geht, Gnade

und Mitwirkung des Menschen zu vereinigen und von jeder sogenannten Werkheiligung sich freizuhalten. Das Buch ist aber durchaus nicht polemisch. Nur die Brüder von Taizé werden zweimal wegen ihrer katholisierenden Lehre aufs Korn genommen (Anmerkungen 96 u. 107). Im ganzen dürfte der positive und originelle Beitrag, mit gewissen Einschränkungen, in der Missions-theologie berechnete Beachtung finden.

B. STEIERT OSB

O'Connor, Edward D., CSC: Faith in the Synoptic Gospels. A Problem in the correlation of Scripture and Theology. – University of Notre Dame Press, Notre Dame (Indiana) 1961. xx-164 p.

Le temps n'est plus où jeunes docteurs et maîtres élaboraient de vastes synthèses des thèmes bibliques, le plus souvent apologétiques et polémiques, se contentant de justifier leurs positions par quelques références à l'Écriture. Le lecteur était informé des idées de l'écrivain beaucoup plus que de l'enseignement du Texte sacré.

En étudiant la foi dans les Évangiles synoptiques, E.O.C. suit la méthode inverse : il analyse minutieusement chaque texte, l'éclaire par son contexte, exploite les ressources de la philologie – ce qui nous vaut nombre de précisions sur πιστεύειν εἰς, ἐπί, ἐν, ὅτι – et va même jusqu'à nous avertir des nuances de l'anglais *belief, trust, faith, faithfulness* ; ce qui n'est nullement superflu dans une exégèse qui se veut exacte et sans équivoque pour le profane. Après avoir relevé la dépendance des Synoptiques par rapport aux Septante, notamment dans la conception de la foi : confiance en Iahvé sauveur d'Israël, notre auteur précise ce qui est spécifique dans la foi nouvelle : la foi à Jésus-Christ ; d'une part on croit que Jésus est le Christ, le Fils de Dieu, envoyé par son Père ; d'autre part, on lui fait confiance comme sauveur pour la rémission des péchés. Les deux aspects de conviction intellectuelle et de don du cœur sont donc intrinsèquement liés ; celui-ci étant basé sur celle-là, comme le fruit dépend de la racine. L'un et l'autre entraînent la fidélité pratique, l'attachement loyal à la personne de Jésus et l'accomplissement de la volonté de Dieu. La foi des Évangiles est donc un engagement de tout l'homme.

A bon droit, notre auteur se proposant de faire œuvre de théologien biblique suppose résolus les problèmes de critique textuelle et n'envisage point la « critique des genres littéraires » qui serait peu éclairante au point de vue doctrinal ; mais il traite son sujet avec beaucoup de nuance et d'objectivité. La phrase liminaire de l'introduction suggère l'esprit de cette recherche : Alors que depuis toujours les protestants mettaient l'accent sur la foi-confiance et les catholiques sur l'élément intellectuel de la *pistis*, depuis quelques années ceux-ci soulignent la confiance et ceux-là la conviction de l'esprit ; R. Bultmann et M. Meinertz arrivent à être d'accord sur ces deux éléments. La présente étude apporte une contribution de prix à l'élaboration de ce chapitre fondamental de la théologie biblique et devra être citée en bonne place dans les bibliographies de la foi.

C. SPICQ OP

Steiner M., OFM: La Tentation de Jésus dans l'interprétation patristique de saint Justin à Origène (Etudes Bibliques). – J. Gabalda, Paris 1962. 232 p.

C'est un signe des temps que cette très belle thèse d'un Père franciscain ait été dirigée par un maître protestant, le professeur O. Cullmann, et publiée dans la collection biblique des Dominicains de Jérusalem. Grâce à Dieu, les travaux sur l'histoire de l'exégèse d'un texte ou d'un thème scripturaire se multiplient. Le genre est facile. Il suffit de patience et d'érudition. Mais nous avons ici un modèle de méthode et de perspicacité. L'auteur a un don remarquable pour situer dans leur contexte historique et doctrinal les écrivains du passé, dépister leurs sources et leurs intentions contemporaines, résumer clairement leurs exégèses subtiles et fragmentaires.

A propos du récit synoptique de la tentation de Jésus, il nous donne une série de monographies sur l'interprétation de Justin, le roman pseudo-Clémentin, les Extraits de Théodote, Irénée, Tertullien, Clément d'Alexandrie, Origène (dont l'éloge frise le dithyrambe, p. 107). Chacun de ces auteurs fait rarement ce que nous appelons de l'exégèse proprement dite, il exprime sa pensée personnelle dans les catéchèses ou des exposés théologiques et polémiques. Or presque tous, avec des nuances diverses, comprennent la tentation de Jésus en référence à la tentation du premier homme (même intervention de l'Adversaire) et au cycle de l'Exode (dont sont issues les citations scripturaires utilisées par le Sauveur contre Satan). C'est dire que ce récit des Synoptiques établit un lien entre l'œuvre salvifique de Jésus et l'histoire de l'Ancien Testament. Il signale un moment essentiel de l'économie divine aboutissant au Fils de Dieu incarné. De fait, Satan avait obtenu la victoire sur le premier homme, et il s'efforce de la renouveler, par les mêmes mensonges, sur ce nouvel homme, dont il soupçonne la condition messianique. Or Jésus « le plus fort » expulse le fort armé, par son absolue obéissance à Dieu. La plupart de nos auteurs concluent que cette lutte de Satan contre le Christ se poursuit dans l'Eglise et contre chaque chrétien : tout baptisé est induit en tentation, doit combattre et remporter la victoire, notamment contre les faux-prophètes et les faux-apôtres suscités par le tentateur, dont l'imposture doit être sans cesse démasquée.

La réussite de cette recherche est d'avoir donné un exposé cohérent et limpide de textes provenant d'écrivains originaux, mais tous profondément nourris de la doctrine révélée, en premier lieu du rôle du Christ et de sa toute-puissance sotériologique. Plusieurs fois, M. S. est amené à donner quelques références à l'Epître aux Hébreux, la seule épître qui évoque les « tentations » de Jésus. Les références ne semblent pas provenir des auteurs qu'il commente. Dans le cas contraire, il serait important de relever le mode de ces citations, qui fourniraient peut-être un indice de la croyance à la canonicité de l'Epître aux II^e-III^e siècles. Est-il exact que « la vraie typologie, elle, est d'abord l'élément de base de la catéchèse » (p. 18) ? Ce n'est pas l'impression que donne Hébr. vi, 1-2.

C. SPICQ OP

Gundlach, Anton : Verklärung des Herrn. Die Botschaft vom Heiligen Berg. – Verlag J. Pfeiffer, München 1957. 143 S.

Der Verfasser legt einleitend vor, « was die drei synoptischen Evangelisten (über die Verklärung Jesu) erzählen ». Er vergleicht die Berichte miteinander, erforscht in einem exegetischen Kurzkommentar deren Literal-sinn, grenzt diesen gegen Verzeichnungen in den Apokryphen oder in den Darstellungen der Visionäre (Katharina Emmerich) ab und wertet dann seine wissenschaftlich erarbeiteten Resultate in ausführlicher homiletischer Breite aus.

Die Reaktion, die man bei der Lektüre verspürt, ist eminent positiv. Schon die Tatsache, daß Gundlach gründliche fachliche Kenntnisse verrät und dabei seine Vorgänger trotz aller Anerkennung nicht einfach wahllos übernimmt, sondern deren Ergebnisse kritisch zu sichten weiß, nimmt für ihn ein. Vor allem aber packt den Leser die gesamte geistige und religiöse Linienführung. Denn alles darin sprüht von lebendiger Originalität und vieles erreicht überdies im theologisch-mystischen Anstieg Höhepunkte von blendender Schönheit.

Man freut sich aufrichtig über diese Neuerscheinung, auch wenn man da und dort gewisse Schwierigkeiten hat. So entfernen sich beispielsweise die äußerst anregenden homiletischen Ausführungen manchmal dermaßen weit vom biblischen Text, daß man kaum mehr eine eigentliche Schriftdeutung zu erkennen vermag. Auch in verschiedenen Einzelfragen kann man anderer Ansicht sein. So, will es scheinen, kommt Katharina Emmerich, aufs große gesehen, doch etwas zu schlecht weg.

Doch solche und ähnliche Fragen tun dem positiven Gesamteindruck kaum Abbruch und hindern nicht daran, das Buch warm zu empfehlen.

L. M. SIMEON OP

Blinzler, Josef : Der Prozeß Jesu. Das jüdische und das römische Gerichtsverfahren gegen Jesus Christus auf Grund der ältesten Zeugnisse dargestellt und beurteilt. Dritte, stark erweiterte Auflage. – Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1960. 375 S.

Als der Verfasser seinen « Prozeß Jesu » 1951 erstmals herausbrachte, äußerte sich P. Benoit anläßlich einer ausführlichen Besprechung (*Revue Biblique* 1953, 452 f.) mit der zurückhaltenden Bemerkung, man könne selbstverständlich bei einem schon so oft zerredeten Thema nicht viel Neues mehr erwarten.

Unterdessen hat « Der Prozeß Jesu » nicht nur seine 3. Auflage erreicht, sondern sich auch fremdsprachige Räume erobert, und Gelehrte aller Richtungen und Weltanschauungen, Historiker, Juristen, Exegeten, Theologen, Juden, Protestanten und Katholiken, melden sich zu Wort und zwar meistens sehr positiv. Mag sein, daß sich hier rein materiell kaum etwas findet, was nicht schon einmal berührt worden wäre. Blinzler selbst liefert hierfür den Beweis durch die unglaubliche Fülle an Literatur, die er verarbeitet hat (ca. 780 Titel). Doch will mir immerhin scheinen, daß seine Leistung auch unter rein stofflichem Blickpunkt nicht unterschätzt werden sollte. Denn

wenn uns jemand in einer sehr komplizierten Frage das gesamte einschlägige Material zur ständigen Kontrolle anbietet, dann ist dies für uns eben doch neu.

Sachlich gesehen geht es dem Verfasser zunächst um die Abklärung der Frage, wer für den Tod Jesu letztinstanzlich verantwortlich sei. Um darauf eine möglichst gültige Antwort geben zu können, tritt er *in formal-juristischer* Perspektive an seine Untersuchungen heran. In ihrem Lichte werden die Probleme selbst gestellt und dann die Quellen auf ihre Brauchbarkeit überprüft und später entsprechend ihrem Gewicht in den Gang der Darstellung eingebaut. Die so gewonnenen Forschungsergebnisse greifen dann allerdings kaum über schon bekannte Feststellungen hinaus und können darum auf weite Strecken hin nur als deren exakte Bestätigung gewertet werden.

Als Ergebnis zeigt sich, daß es sich weniger um einen Prozeß in zwei Etappen als um ein doppeltes, jeweils in sich geschlossenes Prozeßverfahren handelt. Das erste spielt sich vor dem Synedrium ab, läuft nach geltendem jüdischen Recht, wird im allgemeinen, entgegen einer weitverbreiteten Meinung, legal geführt und endet mit dem Todesurteil. Grund: Blasphemie. – Das andere gelangt vor Pilatus zum Austrag. Hier gilt das römische Recht. Unter beträchtlicher Verletzung der legalen Form entscheidet sich auch der Prokurator für die Todesstrafe. Grund: Hochverrat.

Blinzler versteht es, in seiner gewaltigen Materialsammlung zunächst den enttäuschenden Eindruck zu wecken, daß die wissenschaftliche Auseinandersetzung über den Prozeß Jesu langsam in einen heillosen Wirrwar ausläuft. Es gibt sozusagen nichts mehr, worin sich die Forscher noch einig wären. Dies gilt schon für die kleinsten Details topographischer oder chronologischer Art, ganz zu schweigen von den eigentlichen Hauptproblemen. Man stelle sich nur einmal vor, daß der Verfasser allein in der Schuldfrage fünf große Richtungen abzuzeichnen vermag, deren jeweils sehr zahlreiche Vertreter die Verantwortung für den Tod Jesu auf Grund derselben Quellen in die gegensätzlichsten Richtungen verlagern. B. stellt nun nicht nur die verschiedenen Ansichten zu den einzelnen Fragen zusammen, sondern bemüht sich auch mit Erfolg, sie klärend aufzuarbeiten. Unmögliches wird gegen Mögliches abgegrenzt, Mögliches gegen Wahrscheinliches und Wahrscheinliches gegen einigermaßen Gesichertes. Ich greife nur ein Beispiel heraus, jene Blasphemie, kraft deren sich das Synedrium zum Todesurteil berechtigt fühlte. Der Verfasser interpretiert sie gar nicht « technisch-theologisch », sondern im Sinne der Messiaswürde, die Christus vor seinen Richtern in angeblich gotteslästerlicher Weise für sich in Anspruch nahm. Zwar reagiert man bei einer solchen Deutung etwas skeptisch, denn einmal scheinen die betreffenden Schriftstellen bei Matthäus und Markus das kursierende jüdische Messiasbild doch deutlich zugunsten der Gottessohnschaft Jesu herauszustellen, und zum andern fragt man sich, ob im Falle einer behaupteten bloß messianischen Sendung nach geltendem jüdischen Recht überhaupt ein Kapitalverbrechen vorlag. Doch wenn dann der Verfasser den Nachweis führt, daß dieses geltende Recht nicht nach den Normen der erst später unter pharisäischem Einfluß kodifizierten Mischna ausgelegt werden darf, sondern nach der zeitgenössischen weitmaschigen sadduzäischen Praxis, dann gelingt

es ihm relativ leicht, uns zu überzeugen, daß für die damaligen Richter eine Blasphemie schon gegeben sein mochte, auch wenn sie das allerdings ziemlich deutliche Selbstbekenntnis Jesu zur metaphysischen Gottessohnschaft nur messianisch verstanden.

Aber wie dem auch sein mag, der Verfasser verrät auf jeden Fall hier und anderswo in der Nutzbarmachung der Quellen und in der Diskussion mit den Partnern ein so hohes Maß von Klugheit und kritischem Sinn, daß man sich ihm gerne anvertraut. Daher möge jeder, der für solche Fragen offen ist, herzlich nach diesem Buche greifen.

L. M. SIMEON OP

Sabourin, Léopold, SJ: Rédemption sacrificielle. Une enquête exégétique. (Studia. Recherches de Philosophie et de Théologie publiées par les Facultés S. J. de Montréal, 11.) – Desclée de Brouwer, Bruges 1961. 492 p.

Le fait historique de la mort de Jésus pour le salut de l'homme a été expliqué de bien des façons, mais il semble bien que l'interprétation sacrificielle, qui est à la fois la plus primitive et la plus traditionnelle, est spécialement apte à intégrer les divers aspects du mystère rédempteur. Tel est le résultat de l'enquête exégétique et patristique que vient d'entreprendre L. S.

Notre auteur part des expressions paradoxales de II Cor. v, 21, Gal. III, 13 ; et se demande en quel sens le Christ a-t-il été fait péché et malédiction, pour que nous devenions justice de Dieu ? A part de très rares exceptions, l'interprétation grecque et latine est remarquablement cohérente jusqu'au XVI^e siècle. Selon Cyrille d'Alexandrie : le Christ, chef et représentant de l'humanité, s'est fait sacrifice pour le péché ; de même pour saint Augustin : le Christ ayant revêtu une chair semblable à celle du péché, l'a immolée sur la croix, et s'est fait *sacrificium pro peccato* ; dès lors, tous les rachetés participent par le baptême à la justice salvifique de Dieu. Cette traduction, de ἁμαρτία (*hatta' t*) : sacrifice pour les péchés, est conforme à la sémantique biblique (cf. Lév. IV, 21 ; VI, 18 etc.) et s'inspire en l'occurrence d'Is. LIII, 9-11 (cf. de même ἱλασμός, I Jo. II, 2 ; IV, 10). A cette double interprétation incarnationnelle (fondée sur l'idée de participation) et sacrificielle, la sotériologie réformée a préféré celle d'imputation et de substitution purement pénale : Le Christ personnifie en quelque sorte le péché, et devient, à notre place, l'objet de la colère divine. Il est aussi curieux que navrant de voir les champions de l'orthodoxie catholique, depuis Denys le chartreux et Salmeron jusqu'à Médebielle, d'Alès et Kuss reprendre les formules juridiques des réformateurs et négliger le principe de solidarité qui a guidé la théologie traditionnelle.

L'exposé de L. S. est si clair et probant que l'on ne peut douter de son influence décisive en faveur d'un retour à l'exégèse patristique, strictement conforme à l'ensemble de la pensée biblique. Poursuivant, en effet, ses recherches selon une plus large perspective, notre auteur analyse les textes les plus significatifs de la révélation sur l'aspect sacrificiel de la rédemption.

Il apparaît, notamment d'après Philip. II, 6-11, que Jésus réunit en sa personne les deux grandes figures messianiques du Serviteur de Yahvé (Is. LIII) et du Fils de l'homme, accomplissant un dessein éternel de Dieu,

en donnant sa vie en rançon pour tous (Mc. x, 45 ; Hébr. ii, 10 sv., etc.). Les thèmes de l'Agneau, de l'Alliance et du sang, permettent de conclure que cette libation du principe vital sur l'autel, où Dieu réside mystérieusement, vaut pour l'offrant qui s'est solidarisé avec la victime par le rite de l'imposition des mains, et « signifie » que la vie de l'homme est désormais consacrée à Dieu ; le sang répandu ayant expié le péché, enlevé l'obstacle qui s'opposait à la réunion avec Dieu. Une brève description de l'élément somatique dans l'anthropologie sémitique et paulinienne introduit enfin une étude sur l'idée d'incorporation dans ses rapports avec la sotériologie : morts au péché avec le Christ, les croyants sont dotés d'une vie nouvelle *in Christo et cum Christo*, le Chef de son corps. C'est parce qu'ils sont inclus dans la Personne représentative du Serviteur et du Fils de l'homme que les chrétiens passent de la mort à la vie, du péché à la justice. Tel est le fruit du « sacrifice pour le péché », l'acte rédempteur.

Cet ouvrage, remarquablement informé, si ferme et si lucide dans ses lignes générales, pourra ne pas plaire à tous, notamment par son peu d'intérêt pour la critique littéraire et la recherche des sources, centres d'intérêt majeurs de l'exégèse contemporaine. Mais chaque genre littéraire a ses lois propres. Autre chose est l'origine d'un texte, autre chose l'élaboration de sa signification. Espérons que la richesse doctrinale contenue en ces pages convertira maints lecteurs. L. Sabourin est l'un de ces rares représentants d'une race que nous aimons entre toutes, celle des exégètes-théologiens.

C. SPICQ OP

Qumran

Vögtle, Anton: Das öffentliche Wirken Jesu auf dem Hintergrund der Qumranbewegung. (Freiburger Universitätsreden, NF. Heft 27.) – Schulz, Freiburg i. Br. 1958. 20 S.

V. beleuchtet in seiner Rektoratsrede den öffentlichen und universalen Heilsanspruch Jesu auf dem Hintergrund der Aus- und Absonderungstendenzen des Spätjudentums, wie sie in Qumran besonders stark ausgebildet waren. Man weiß, wie entschieden die Essener auf ihr Auserwählungsbewußtsein pochten und den Anspruch, den « heiligen Rest », die « reine Gemeinde », das « wahre Israel » zu sein, in ihrer Lehre, Organisation und praktischen Lebensführung eifersüchtig bewahrten und nach außen verteidigten (heiliger Krieg). In schroffem Gegensatz dazu rief Jesus in erster Linie die Sünder und Unreinen in seine allesumfassende Gnadengemeinschaft der Kirche. Diese schmale Schrift ist wichtig, weil sie auf Fragen, die uns vom neuen Testament aufgegeben sind, neues Licht wirft.

W. PFISTER OP

Mayer, Rudolf - Josef Reuss: Die Qumranfunde und die Bibel. – F. Pustet Regensburg 1959. 168 S.

Von den hier besprochenen Veröffentlichungen über Qumran ist dieses Buch wohl auch das reifste und brauchbarste. Durch seine klaren Kapitel-

überschriften und vielen Textzitationen eignet es sich sehr gut zum Nachschlagen. Um eine möglichst objektive Darstellung aller Lehrpunkte zu geben, haben ein Alt- und ein Neutestamentler die Aufgabe unter sich geteilt. M. war besonders befähigt, das Alte Testament, das Spätjudentum, ja selbst die orientalischen Religionen als Vergleichsmaterial für Qumran heranzuziehen. Mit sicherem Urteil sagt er in drei Abschnitten das Wesentliche über Qumran und das Alte Testament: 1. Qumran als Sekte des Spätjudentums, 2. Die theologischen Grundlehren der Qumrangemeinde, 3. Die Ergebnisse für die alttestamentliche Bibelwissenschaft.

Auch die Darstellung von R. faßt das Wichtigste über Qumran und das Neue Testament zusammen: 1. Ähnlichkeiten und Berührungspunkte zwischen den Schriften von Qumran und den Schriften des Neuen Testaments, 2. Erklärungsversuche für die Ähnlichkeiten und die Berührungspunkte, 3. Verschiedenheiten zwischen den Qumranschriften und dem Neuen Testament. Der dritte Teil zeigt bei aller Ähnlichkeit die wesentliche Neuheit des Christentums auf, wie sie im Messias Jesus Christus und seiner Kirche begründet ist.

W. PFISTER OP

Van der Ploeg, J.: Funde in der Wüste Juda. Die Schriftrollen vom Toten Meer und die Bruderschaft von Qumrân. – Bachem, Köln 1959. 266 S.

Dieses Buch erschien 1957 in holländischer Sprache und ist inzwischen auch ins Englische übersetzt worden. Es wurde von einem katholischen Gelehrten geschrieben, der selber zu den Herausgebern der Qumrantexte gehört und sich durch Übersetzung der wichtigsten Texte und durch Spezialuntersuchungen auf diesem Gebiet einen führenden Namen gemacht hat. So spürt man überall in seinem schönen Buch den sichern Kenner, der wissenschaftliche Sachlichkeit mit einer weisen Darstellung zu verbinden weiß. Man lese z. B. das Kapitel über die essenische Bibliothek und man wird sich gleich in die Welt versetzt fühlen, in der unsere Bibel entstanden ist. Einen großen Raum des Buches nimmt die abgewogene Darstellung der Lehre ein. Der Verf. zeigt, wie sie ihre Wurzeln im Alten Testament und im Spätjudentum hat, obwohl neue Akzente und vor allem neue religiöse Praktiken nicht fehlen, sodaß Qumran als eigentliche Sekte im Judentum zu gelten hat. Besondere Lehrpunkte sind der stark ausgeprägte Dualismus mit dem Auserwählungsgedanken und der Prädestination, der gut bezeugte Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, wobei der Glaube an die Auferstehung der Toten unsicher bleibt. Organisation und Lehre der Qumranleute haben Berührungspunkte mit dem Urchristentum, dessen neuer Geist aber die alten Schläuche gesprengt hat.

W. PFISTER OP

Schubert, Kurt: Die Gemeinde vom Toten Meer. Ihre Entstehung und ihre Lehren. – E. Reinhardt, München-Basel 1958. 144 S.

Auch dieses Buch baut auf den sicheren Forschungsergebnissen auf, wie sie mit dem Jahre 1957 gegeben waren. S. ist vor allem Religionsgeschichtler, der auch die jüdischen Traditionen sehr gut kennt. In fünf vorbereitenden

Kapiteln geht der Autor den Texten, ihrem Alter, der Kanonfrage, der Fundgeschichte und den Vorgängern der Essener nach, um im Folgenden Lehre und Organisation der Sekte selbst darzustellen. Diese werden in den letzten zwei Kapiteln gegen das Christentum und den Rabbinismus abgegrenzt. Erst in diesem weiten Rahmen ist es möglich, sich ein zuverlässiges Bild von der Qumransekte zu machen. Das Buch, aus Vorlesungen hervorgegangen, ist in gut verständlicher Sprache geschrieben und vor allem durch die vielen Textzitationen aus Flavius Josephus und Philo wertvoll. W. PFISTER OP

La Secte de Qumrân et les origines du Christianisme. (Recherches bibliques, IV.) – Desclée de Brouwer, Paris-Bruges 1959. 244 p.

Mit diesem Kongreßband der 9. Bibeltagung von Löwen (5.-7. Sept. 1957) erhalten wir einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der Qumranforschung. Dazu verhilft uns zuerst *J. van der Ploeg* mit einem 73 Seiten umfassenden kritischen Literaturbericht über die Publikationen von 1952-1958. In vielen einst heftig umstrittenen Punkten zeichnet sich langsam ein Consensus ab. Die meisten hier vorliegenden Beiträge sind übrigens aus größeren Spezialuntersuchungen hervorgegangen. So die Beiträge von *A. Jaubert* über den Qumrankalender, von *A. S. van der Woude* über die Messiasvorstellungen, von *F. Nötscher* über die Wegtheologie in der Bibel und Qumran. *G. Lambert* und *J. Coppens* suchen das Rätsel des Genesisapokryphs zu klären. Von *J. Coppens* stammt auch ein weiterer Artikel über die Psalmenfrömmigkeit in Qumran, die uns einen tiefen Einblick in das religiöse Empfinden der Wüstengemeinschaft tun läßt. Einen großen und wichtigen Beitrag über den Kult in Qumran und im Neuen Testament schenkt uns *O. Betz*, der sich gegen die von H. Wenschkewitz vertretene These der hellenistischen Spiritualisierung des Kultusbegriffes wendet. Auf eine neue und originelle Art vergleicht *D. Barthélemy* Qumran und das Evangelium in ihrer Botschaft von der Heiligkeit Gottes und der Menschen. (Vgl. diese Zeitschrift 6. Band, 1959, 249-263 : deutsche Übertragung.) *J. Schmitts* Beitrag über die Organisation der Urkirche und die Gemeinde von Qumran ist sehr abgestuft und gut dokumentiert. Die abschließenden Erwägungen von *Cerfaux* über den Einfluß von Qumran auf das Neue Testament geben Zeugnis von einer großen exegetischen Erfahrung und weisen Umsicht.

W. PFISTER OP

Liturgik

Jungmann, Josef Andreas, SJ : *Symbolik der katholischen Kirche*. Mit Anhang : *Symbolik des katholischen Kirchengebäudes* von Ekkart SAUSER. (Symbolik der Religionen, VI.) – A. Hiersemann, Stuttgart 1960. 100 S.

– *Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart*. Studien und Vorträge. – Tyrolia Verlag, Innsbruck-Wien-München 1960. VIII-560 S.

J. A. Jungmann erweist sich immer wieder als Meister der großen Überblicke und der Synthese ; auf liturgiewissenschaftlichem Gebiet sei nur an das zweibändige Standardwerk « *Missarum Sollemnia* » (4. Auflage 1958) und an das weniger anspruchsvolle, aber in seiner Art auch meisterlich gekonnte Buch « *Der Gottesdienst der Kirche auf dem Hintergrund seiner Geschichte kurz erläutert* » (Innsbruck 1955) erinnert. Doch auch in den zahlreichen Einzeluntersuchungen, meist in der « *Zeitschrift für katholische Theologie* » publiziert, weiß er immer ein gutfundiertes und gelehrtes Wort zu sprechen und eine historische Schau mit dem pastorellen Blick auf die modernen pastorellen Fragen zu verbinden.

1. Das erste der vorliegenden Werke ist ein knapper Überblick über die Symbolik der katholischen Kirche und weil der Begriff « Symbol » im weitesten Sinn verstanden wird, stellt es gleichzeitig eine Liturgiegeschichte in gedrängter Kürze dar. Der Aufbau des Buches mit den 5 Teilen folgt dem geschichtlichen Ablauf : Symbolik der christlichen Frühzeit, der christlichen Spätantike, des Mittelalters, der Neuzeit und der Gegenwart.

J. geht – wie es der Sache entspricht – von der Bedeutung des Symbols im christlichen Kult aus. Der Liturgie sind Zeichen und Symbole wesentlich – ohne sie keine Liturgie ! –, sind doch Sakramente und Sakramentalien « *in genere signi* ». Es werden z. B. behandelt : Sakramente, der Sonntag, Ostern, liturgische Körperhaltung und Gesten, Zeremoniell, Kirchenbau und Paramente, Sprache und Gebet, Feste und Heiligenkult, Prozessionen und Segnungen.

Sinn und Verständnis für kultische Zeichen, für Symbol und symbolische Formen ist notwendige Voraussetzung für jede liturgische Erneuerung. Es ist erfreulich, mit dem Autor von einer « *Regeneration des Symboldenkens* » in unserer Zeit sprechen zu dürfen. Das kleine Schriftchen von Romano Guardini, *Von heiligen Zeichen* (erstmalig 1922, seither viele Auflagen) hat dabei wertvolle Pionierdienste geleistet und gerade in letzter Zeit sind verschiedene Werke erschienen, die einem neuen Verständnis und einer neuen Wertschätzung des Symbols dienen wollen, so in deutscher Sprache : A. Kirchgässner, *Die mächtigen Zeichen. Ursprünge, Formen und Gesetze des Kultes* (Herder, Freiburg i. Br. 1959) und Dorothea Forstner, *Die Welt der Symbole* (Innsbruck 1961).

In einem 2. Teil handelt Ekkart Sauser über die Symbolik des katholischen Kirchengebäudes. Der Verfasser gliedert seine Untersuchung in die Kapitel : Symbolik des katholischen Kirchengebäudes als architektonischer

Körper, Symbolik des Altares, Typologische Darstellungsweisen des Kircheninnern, Tier- und Pflanzensymbolik im christlichen Kultraum, Symbolische Attribute im Kirchengebäude. Großes Kunstverständnis vereint mit soliden Liturgiekenntnissen (der Autor hat in Kunstgeschichte promoviert und ist Schüler Jungmanns) befähigt S., auf wenigen Seiten in sehr knapper und konzentrierter Form ein ausgezeichnetes Kompendium zu schreiben. Wertvoll ist auch das Verzeichnis der wichtigsten Literatur, die zu jedem Kapitel aufgeführt wird.

2. Im Band *Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart* gibt Jungmann frühere Artikel und Beiträge, teilweise ergänzt und erweitert, neu heraus. Solche Publikationen sind ganz besonders willkommen, sind doch oft die in den verschiedensten Periodica, Festschriften und Miscellanea erschienenen Arbeiten schwer erreichbar. Dem Einzelnen ist es unmöglich, alle diese Zeit- und Festschriften zu erwerben, – umso dankbarer ist man, wenn die zerstreuten Artikel in einem Band gesammelt herausgebracht werden. Wäre der Wissenschaft und den Wissenschaftlern nicht besser gedient, wenn statt der vielen und oft recht heterogenen « Festschriften » die früheren Arbeiten eines Gelehrten neu ediert würden ?

Im ersten Teil: « Zum historischen Gesamtbild » stellt J. auf Grund eines umfassenden und kritisch-wissenschaftlichen Quellenstudiums verschiedene Phasen der Liturgiegeschichte dar: Die Abwehr des germanischen Arianismus und der Umbruch der religiösen Kultur im frühen Mittelalter (dieser Beitrag von über 80 Seiten ist besonders gewichtig und wertvoll), Der Stand des liturgischen Lebens am Vorabend der Reformation, Liturgisches Leben im Barock, Liturgie zwischen Bewahrung und Bewegung. – Der 2. Teil ist der Erforschung von « historischen Einzelfragen » gewidmet. Die Untersuchungen kreisen um Brevierprobleme (Entstehung der Matutin, vormonastische Morgenhore im gallisch-spanischen Raum des 6. Jahrhunderts, Struktur des Stundengebetes, Reformbrevier des Kardinals Quiñonez), um das 40-stündige Gebet, um den liturgischen Wochenzyklus, um Eucharistie und Missale (Nachfeier von Epiphanie im Missale, Grundgestalt der Meßfeier, Fermentum – ein Symbol kirchlicher Einheit und sein Nachleben im Mittelalter), um Herz-Jesu-Verehrung usw. – Der letzte Teil trägt den Titel: « Grundsätzliches um Liturgie und Kerygma » und behandelt aktuelle und pastorale Fragen wie: Liturgie als Schule des Glaubens, Liturgie und Volksgesang, Liturgie und Kirchenkunst, Seelsorge als Schlüssel der Liturgiegeschichte, Seelsorge und pfarrlicher Gottesdienst, Österliches Christentum.

Wer immer diesen Band durcharbeitet – sei er Wissenschaftler oder Praktiker, Theologe, Seelsorger, Katechet oder Prediger – wird neue Einsichten und reichen Nutzen gewinnen. Dem Verfasser ist für die Auswahl und die Neubearbeitung der Studien, dem Verlag für die Herausgabe und die gediegene Aufmachung des Buches zu danken. ANTON HÄNGGI

Camelot, Th., OP: Spiritualité du baptême. (Lex orandi, 30.) – Les Editions du Cerf, Paris 1960. 283 p.

Die Taufe ist das Tor zum geistlichen Leben ; der hl. Thomas von Aquin nennt in « De articulis fidei et Ecclesiae sacramentis » die Taufe : *ianua vitae spiritualis*. Im Decretum pro Armenis hat das Konzil von Florenz (1439) diesen Ausdruck übernommen (vgl. Denzinger 696). Man müßte also annehmen, daß die Taufe in den Werken über das geistliche Leben einen Ehrenplatz einnehme. Dem ist aber nicht so. Das geistlich-aszetische Schrifttum ignoriert vielfach das einzig absolut notwendige Sakrament vollständig oder erwähnt es höchstens im Vorübergehen.

Das vorliegende Buch füllt eine Lücke aus. Es hat, wie der Autor im Vorwort sagt, nicht zum Ziel, « den Theologen, den Liturgiegeschichtlern und den Fachgelehrten der 'Spiritualität' etwas zu lehren, was sie nicht schon wüßten. Es wendet sich an die Gläubigen, die ihr geistliches Leben vertiefen und erneuern wollen ». Diesen möchte es helfen, ein neues « Taufbewußtsein » zu wecken und die Reichtümer der Taufe für ihr religiöses Leben fruchtbar werden zu lassen. Er schöpft vor allem aus der Heiligen Schrift, aus den Texten der Liturgie und den Werken der Väter. Die Vertrautheit mit diesen Quellen und eine große Belesenheit befähigen ihn, eine herrliche bibeltheologisch-patristisch-liturgische Schau der Taufe und ihrer Schätze zu bieten, die in den Formen und Formeln des Sakramentes zum Ausdruck gebracht werden.

Im ersten Teil des Buches wird die Taufe als « das Sakrament des Glaubens » in den Kapiteln : Taufe und Glaubensbekenntnis, Taufe und Glaubensverpflichtung, Taufe als Eingliederung in die Kirche und Taufe als Mysterium des Lichtes, als Erleuchtung, behandelt. Der 2. Teil umschreibt das eigentliche Wesen der Taufe als Teilnahme an Tod und Auferstehung Christi : Der alte Mensch stirbt dem Leben der Sünde ab und steht mit dem Herrn zum neuen Leben auf. Der 3. Teil trägt als Überschrift : Taufe und Heiliger Geist und spricht über die Wirkungen des Heiligen Geistes in der Taufe, über Salbung und Taufsiegel, über Taufe und Firmung, über die Taufe Christi und die Taufe der Christen.

Der Verfasser versteht es, aus der Lehre der Väter einen eigentlichen im Taufgeschehen und im Taufinhalt wurzelnden Traktat des geistlichen Lebens erstehen zu lassen und so wird das Werk zu einer wertvollen Ergänzung zu den theologischen und liturgiegeschichtlichen Studien über die Taufe.

A. HÄNGGI

Schulte, Raphael, OSB : Die Messe als Opfer der Kirche. Die Lehre frühmittelalterlicher Autoren über das eucharistische Opfer. (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, Heft 35.) – Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster (Westf.) 1959. xvi-198 S.

In seiner Abhandlung : « Die vielen Messen und das eine Opfer » schreibt Karl Rahner : « Es wäre eine dogmengeschichtlich nützliche Arbeit, der Geschichte der Lehre, daß die einzelne Messe als solche Opfer der Gesamtkirche ist, einmal genauer nachzugehen und zu untersuchen, wann diese Lehre zuerst ausdrücklich auftritt, wie sie genauer gemeint ist bei den ver-

schiedenen Theologen, welche Forderungen (mit Recht oder Unrecht) daraus abgeleitet werden. « P. Schulte hat diese Anregung aufgegriffen und die Lehre frühmittelalterlicher Autoren über diesen Problemkreis der Eucharistielehre sorgfältig untersucht. Besonders seit Papst Pius XII. in seiner Liturgienzyklika darauf einging, ist die Frage, ob und wie weit die Messe Opfer der Kirche ist, sehr aktuell. Die liturgische Bewegung, die ihr praktisches Hauptziel in der aktiven Teilnahme aller Gläubigen in der heiligen Messe sieht, begründet diese Forderung der « *actuosa participatio* » gerade mit der Lehre, daß die Messe auch Opfer der Gesamtkirche ist. Darum ist jede Arbeit, die uns darüber Aufschluß gibt, wie die Väter oder die früheren Theologen über diese Frage gedacht haben, sehr zu begrüßen.

Der Verfasser hat seine Untersuchung in drei Teile gegliedert: Der spanische Raum; der britische Raum; der fränkische Raum. Sehr ausführlich behandelt er im ersten Teil die Lehre Isidors, dann die spanisch-westgotische Liturgie und einige Autoren, bei denen der Einfluß Isidors sich stark bemerkbar macht, wie Braulio von Saragossa, Felix von Urgel, Beatus von Liébana und Heterius von Osma. Aus dem britischen Raum wird nur die Lehre Bedas des Ehrwürdigen untersucht. Einen großen Teil des Buches beanspruchen die fränkischen Autoren. Es wird nicht nur die Lehre bekannter Theologen des karolingischen Zeitalters, wie des Rhabanus Maurus, Walafried Strabos, des Paschasius Radbertus und des Ratramnus von Corbie analysiert, sondern auch einige anonyme Meßerklärungen und die des Amalar von Metz und des Florus von Lyon werden einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen.

Der Verfasser kommt zum Ergebnis, daß von Isidor († 636) bis zu Remigius von Auxerre († 908) in großer Geschlossenheit die eucharistische Opferhandlung als Akt der Gesamtkirche angesehen wird. Zwar wird diese Frage bei den frühmittelalterlichen Autoren nicht « *ex professo* » behandelt, aber an vielen Stellen wird der Satz « Jede Messe ist auch Opfer der Gesamtkirche » als selbstverständlich vorausgesetzt. Als Nebenertrag dieser sehr fleißigen Arbeit bekommt der Leser auch einen guten Einblick in die Lehre über die Kirche als Herrenleib, wie sie von den frühmittelalterlichen Autoren im Anschluß an die Väter vertreten wurde. So bietet dieses Werk für die Theologie der Messe und der Kirche wertvolles dogmengeschichtliches Material.

B. DRACK OSB

Nussbaum, Otto : Kloster, Priestermonch und Privatmesse. Ihr Verhältnis im Westen von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter. (Theophaneia. Beiträge zur Religions- und Kirchengeschichte des Altertums, Bd. 14.) – Peter Hanstein Verlag, Bonn 1961. 286 S., 11 Tabellen.

Schon der Trierer Liturgiker J. Wagner hat 1949 eine leider immer noch ungedruckte Arbeit über « Altchristliche Eucharistiefeier im kleinen Kreis » verfaßt. Es ging noch nicht um die eigentliche Privatmesse, die erst dann vorliegt, wenn eine Messe leise ohne Gläubigen oder ohne seelsorglichen Anlaß, in der Regel an einem Nebenalтарь, gefeiert wird (vgl. S. 133-136). Vorbedingungen zu einem solchen Brauch stellten z. B. die sog. Bischofsklöster dar (Eusebius von Vercelli, Martin von Tours, Paulin von Nola, Augustin

von Hippo), womit eine Vermehrung der Priester gegeben war. Sehr wichtig war die Regelung des hl. Benedikt, daß jedes Kloster seinen eigenen Priester-mönch haben sollte. Entscheidend war schließlich für das Mönchtum der Auftrag des großen Gregor, die Mission von England zu übernehmen. Deutliche Nachrichten über die Privatmesse finden wir dann erst im irischen Wirkungsbereich des 6./7. Jh. Im 8. Jh. war die tägliche Zelebration nicht selten (vgl. Bonifatius). Allgemein war der Brauch im 9. Jh. Als Folge der Privatmessen kann die Entstehung der Vollmissalien und das Anwachsen der Altarzahl betrachtet werden. Nähere Fragen über die Zeit, die Verpflichtung und den Ritus der missa privata lösen sich erst mit Hilfe der hochmittelalterlichen *Consuetudines monasticae*.

Die Arbeit, eine Dissertation bei Klauser (Bonn), ist mit vollendeter kritisch-empirischer Methode durchgeführt worden. Überall legt der Verfasser neueste Editionen und Arbeiten zugrunde und offenbart ein abgeklärtes und umsichtiges Urteil. Glückliche Ausführungen finden sich z. B. über Mönchtum und Mission (96 ff.), über die Entstehung der Vollmissalien (177 ff.) und die Altarzahl (185 f.). Daß es sich um keine « positivistische Geschichte » handelt, belegt das Kapitel über die Ursachen der Privatmessen (152-173), wo auch theologische und geistesgeschichtliche Momente zur Sprache kommen.

Die Arbeit ist umso mehr zu schätzen, als sie oft als erste entlegenes Belegmaterial zusammensuchen oder bekannte Zitationen zu einem Ganzen vereinigen mußte. Selbstredend wird es noch manche Ergänzung geben, am meisten wohl für die Klerikalisierung des Mönchtums bis Gregor d. Großen, welches Thema P. Laurentius Hoheisl, Abtei Wimpfen, als Diss. bei Hallinger (Rom) behandelt. Für das Frühmittelalter sind keine zahlreichen Nachträge zu erwarten. Über die Altäre von St. Gallen kann man jetzt Näheres in den Studien zum St. Gallen Plan, herausgegeben von J. Duft, 1962, S. 129 ff. lesen. Dort ist auch die Erklärung des Ost- und Westchors (Nußbaum S. 202) ins richtige Licht gerückt und mit der stadtrömischen Einstellung verbunden. Ins Frühmittelalter hinein gehört auch die Frage, ob nicht der Typus der Dreiapsidenkirchen und die Erhöhung der Bildung durch die angelsächsisch-karolingische Renaissance fördernd auf die Privatmesse eingewirkt haben. Was die theologisch-geistesgeschichtliche Erklärung anbetrifft, so scheint mir der Ausdruck « Gotik der Seele » (S. 157) wenig günstig, richtiger hingegen das, was er sagen will. Die hochmittelalterlichen Mönchsgewohnheiten sind fleißig ausgenützt worden. Vielleicht daß die Edition dieser *Consuetudines*, die wir demnächst von K. Hallinger erwarten dürfen, da und dort noch kleinere Ergänzungen anfügen kann. Das Register ist sehr gedrängt und sozusagen nur auf die reine Liturgiewissenschaft ausgerichtet. Man wünschte sich Stichwörter wie Attigny (149, 164), Cassian (155-156)), Glocken (115, 129), Granfelden (121), Holzkirchen (187-188), Irische Hagiographie (147-148, 211), Priester = Abt (117-118) usw. Nicht nur Liturgiker und Theologen, auch Historiker aller Art interessieren sich für diese hervorragende Arbeit. Den Schluß bilden 11 Tabellen über den Ritus der Privatmesse mit den entsprechenden Text-Belegen aus den *Consuetudines*. So können die Liturgiker leichter mit weiteren Arbeiten anschließen.

I. MÜLLER OSB

Dwirnyk, Joseph: Rôle de l'iconostase dans le culte divin. (Theologica Montis Regii, 13.) – Faculté de Théologie, Montréal 1960. 128 p.

Der Rezensent gesteht offen, daß es ihn nicht wenig Überwindung kostete, vorliegende Dissertation durchzuarbeiten und zu besprechen. Man ärgert sich immer wieder über soviel Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit, die einem auf Schritt und Tritt begegnen: Sprachfehler, Stilfehler, Druckfehler auf jeder Seite! Wahrscheinlich ist der Autor nicht französischer Zunge; man erwartet deshalb nicht ein klassisches Französisch, aber korrekt müßte die Sprache doch sein. Die Bibliographie ist sehr mangelhaft, die Zitationsweise unvollkommen, nicht einmal die Zitate sind fehlerfrei wiedergegeben. Es fehlt nicht an Plattheiten, an Selbstverständlichkeiten, an Unklarheiten. Eine so nachlässig präsentierte These legt weder dem Verfasser noch der Fakultät, die sie angenommen und in ihre Schriftenreihe aufgenommen hat, große Ehre ein. Es ist schade um das interessante Thema, das eine solide wissenschaftliche Behandlung und dann auch alle Beachtung verdienen würde.

Die vor allem aus zweiter Hand und zu wenig aus den Quellen schöpfende Arbeit gliedert sich in zwei Teile:

1. Die Ikonostase von ihren Anfängen bis heute. Der Verf. handelt über Entstehung, Wesen, Entwicklung und Wichtigkeit der Ikonostase.

2. « Précisions théologiques sur la forme de l'iconostase ». Hier wird von der Idealform der Ikonostase, von den Einwänden gegen sie und von der « Zukunft der Ikonostase » gesprochen. Weder der historische, noch der « theologische » Teil der These kann voll befriedigen.

Um gerecht zu sein, darf man aber der Arbeit, trotz der formellen und teilweise auch methodischen Mängel, doch nicht jedes Verdienst absprechen. Mit viel Mühe und Fleiß hat der Autor zahlreiche Zeugnisse zur Frage zusammengetragen und mit Wärme und Begeisterung vertritt er seine Sache. Man verdankt ihm viele interessante Hinweise und manche wertvolle neue Erkenntnisse. So wird man ihm trotz allem den Dank für die geleistete Arbeit aussprechen.

A. HÄNGGI

Cullmann, Oscar: Der Ursprung des Weihnachtsfestes. – Zwingli Verlag, Zürich 1960. 39 S.

In einem kleinen Heftchen, das in zweiter Auflage erscheint, geht der Verfasser dem Ursprung von Epiphanie und Weihnachten nach, die er wohl mit Recht, nebst theologischen Gründen, als christliche Antwort auf ein heidnisches Dionysios- beziehungsweise Sonnenfest betrachtet. Die katholische Theologie würde von Christus den Ausdruck « in einer menschlichen Persönlichkeit (S. 14) » vermeiden und das Eintreten des göttlichen Wortes in die Welt (S. 15) auf Mariae Verkündigung vorverschieben.

B. STEIERT OSB